



Hilfsbereite Partner: Muslimische Gemeinden und ihr Engagement für Geflüchtete

Hilfsbereite Partner: Muslimische Gemeinden und ihr Engagement für Geflüchtete

Julia Gerlach

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	10
<i>Beispiel 1</i>	
Hamburg: Die Al-Nour-Moschee und der Integrationspunkt Hamburg	19
<i>Beispiel 2</i>	
Berlin: Projekt Wegweiser von Inssan e. V.	25
<i>Beispiel 3</i>	
Wiesbaden: Die Imam Hossein Gemeinde und Wiesbadener Akademie für Integration e. V.	31
<i>Beispiel 4</i>	
Berlin: Alkawakibi Verein e. V. für Demokratie und Menschenrechte.	38
<i>Beispiel 5</i>	
Merseburg: El-Furkan Moschee, das Interkulturelle Zentrum und das Wohnheim für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge	44

<i>Beispiel 6</i>	
Zuffenhausen: Patenschaftsprojekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ – DITIB Landesverband Württemberg	51
<i>Beispiel 7</i>	
Goslar: Die Al-Aksa Gemeinde der IGMG und das Bildungs- und Interkulturelle Zentrum e. V.	59
<i>Beispiel 8</i>	
Osnabrück: Dua Zeitun und die Lichtpaten der Muslimischen Jugendcommunity Osnabrück e. V.	66
<i>Beispiel 9</i>	
Berlin: Haus der Weisheit e. V.	72
<i>Beispiel 10</i>	
Dresden: In Am Sayad Mahmood – Beraterin im Ökumenischen Informationszentrum e. V. Dresden	78
Schlussfolgerungen und Empfehlungen	83
Adressen	88

Vorwort

In den Debatten über Integration und Teilhabe von Einwanderern in Deutschland in den letzten Jahren spielt auch das Thema Islam eine große Rolle. Durch die stark gestiegene Zahl an Geflüchteten aus muslimisch geprägten Ländern seit dem Jahr 2015 rücken die gesellschaftlichen Konflikte mit Bezug zum Islam noch sichtbarer in den Vordergrund. Die Auseinandersetzungen um diese Konflikte stellen den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Deutschland auf die Probe. Zahlreiche muslimische Gemeinden, die sich ehrenamtlich für Geflüchtete engagieren, leisten einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des Zusammenhalts. Das ehrenamtliche Engagement ist von herausragender Bedeutung, um den Eingewanderten den Aufbau von sozialen Beziehungen und Freundschaften zu ermöglichen. Denn nicht nur in der ersten Phase des „Ankommens“, sondern auch danach können muslimische Gemeinden eine Brücke für das Zusammenleben in der neuen Heimat bilden. Bei Betrachtung der Situation zeigen sich Bedarfe in fünf Handlungsfeldern:

1. Kooperationen mit anderen Migrant*innenorganisationen, freien Trägern der Wohlfahrtspflege und weiteren Akteuren, insbesondere auf der kommunalen Ebene und aus Kirchengemeinden, sind erforderlich. Es ist noch ein weiter Weg, bis eine flächendeckende Kooperationslandschaft entsteht.
2. Der Aufbau von hauptamtlichen Strukturen in muslimischen Gemeinden ist notwendig, um den Anforderungen gerecht werden zu können. Es mangelt vielerorts an personellen Ressourcen, da die Aktivitäten weitgehend auf ehrenamtlicher Arbeit basieren.

3. Mehr Sensibilität im Umgang mit den Schwierigkeiten, unter denen die Hilfe für Geflüchtete geleistet wird, ist entscheidend. Diese werden häufig durch potenzielle Kooperationspartner noch zu wenig berücksichtigt.
4. Antragstellungen für öffentliche Fördergelder sollten deutlich ausgebaut werden. Allerdings müssen auch zusätzliche Programme aufgesetzt werden, die gezielt Fördermöglichkeiten für muslimische Gemeinden bereitstellen. Erste Schritte in diese Richtung sind unter anderem mit der Förderung von Projekten zur Hilfe für Geflüchtete durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gemacht.
5. Muslimische Gemeinden, die Hilfe für Geflüchtete anbieten und damit einen Beitrag zur Wohlfahrtspflege leisten, sollten sich untereinander stärker vernetzen. Dies ist hilfreich, um Erfahrungen und Wissen auszutauschen sowie das Handeln zu verstetigen.

Die Bedeutung dieser Handlungsfelder wird nicht zuletzt aus den zehn Initiativen deutlich, die wir in dieser Publikation porträtieren. Jedes Beispiel leistet einen wichtigen Beitrag zur Unterstützung von Geflüchteten und ist durch eine spezifische Schwerpunktsetzung gekennzeichnet. So entsteht ein vielschichtiges Bild des Engagements muslimischer Gemeinden für Geflüchtete, das nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Die Journalistin und Autorin Julia Gerlach hat die Beispiele guter Praxis für uns zusammengetragen. Ihr sei an dieser Stelle gedankt. Unser Dank gilt aber vor allem denjenigen, die sich bereit erklärt haben, über sich und ihr Engagement für Geflüchtete für diese Publikation Auskunft zu geben.

Wir hoffen, dass Praktiker aus Kommunen und andere Akteure aus dem Bereich der Hilfe für Geflüchtete hier Anregungen für ihre Arbeit sowie Anreize zur Kooperation finden. Darüber hinaus möchten wir muslimische Gemeinden ermuntern, mehr über die eigene Arbeit zu berichten, damit eine breitere Öffentlichkeit von ihrem Engagement erfährt. Abschließend sei auch noch auf die Publikation „Engagement für Flüchtlinge – Eine Sache

des Glaubens?“ von Alexander-Kenneth Nagel und Yasemin El-Menouar verwiesen, die auf Basis der quantitativen Befragungsdaten des Religionsmonitors 2017 dem Thema Engagement für Geflüchtete widmen.

Stephan Vopel

Director
Bertelsmann Stiftung

Andreas Grau

Project Manager
Bertelsmann Stiftung

Einleitung

Deutschland hat sich verändert: Die Ankunft der großen Anzahl aus Syrien und den anderen Ländern südlich des Mittelmeeres geflüchteter Menschen stellt die deutsche Gesellschaft vor neue Herausforderungen. Es gilt, die Neuankömmlinge aufzunehmen, zu versorgen und ihnen zu helfen, einen Platz in dieser Gesellschaft zu finden. Deutlich zeigt sich, dass muslimische Gemeinden und Organisationen hierbei einen wichtigen Beitrag leisten. Man kann sogar sagen: Ohne ihre Beteiligung wird es nicht gelingen.

Es werden Freiwillige benötigt, die Geflüchtete zu Ämtern, Schulen und Ärzten begleiten und ihnen zeigen, wie es sich in Deutschland lebt. Hier sind natürlich arabisch sprechende Helfer besonders gefragt. Aber auch Migranten¹ aus anderen Regionen verfügen über wichtige Erfahrungen, die sie an die Neuankömmlinge weitergeben können. So wissen sie beispielsweise, wie mühsam die Suche nach einer Wohnung sein kann, wenn man einen ausländischen Namen hat. Sie wissen aber auch, wie man trotzdem eine Wohnung findet und dieses Wissen ist wertvoll für die neu Angekommenen.

1 Aus Gründen der Einfachheit und besseren Lesbarkeit verwendet diese Publikation vorwiegend die männliche Sprachform. Es sind jedoch jeweils beide Geschlechter gemeint.

Muslime sind als Integrationslotsen auch in anderer Hinsicht besonders wichtig: Obwohl bis heute darüber diskutiert wird, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eine typisch deutsche Form, den Islam im Alltag zu leben, herausgebildet. Dazu gehört, dass sich die Muslime in der Situation eingerichtet haben, als Minderheit in einem nicht islamischen Land zu leben. Kontakte und Begegnungen mit Andersgläubigen und Menschen, die ganz andere Werte haben, sind für sie in der Regel ganz normal. Besonders ist auch die große Vielfalt der muslimischen Traditionen und Denkschulen. Es gibt nicht den einen Islam in Deutschland, sondern viele verschiedene Formen. Insofern ist der Islam, wie er in der Bundesrepublik gelebt wird, anders als das, was die Geflüchteten aus ihren Heimatländern kennen. Genau deswegen kommt den eingesessenen Muslimen eine so wichtige Rolle für die Integration der Geflüchteten zu: Nur sie können die Neuankömmlinge mit den Besonderheiten des islamischen Lebens in Deutschland vertraut machen, sie in die muslimische Community einführen. Zugleich stellt die Religion für gläubige Menschen in unübersichtlichen Lagen einen wichtigen Anker dar. Muslimische Seelsorger und auch ganz normale Gemeindemitglieder sind hier gefragt, um den Geflüchteten religiös, spirituell und tröstend zur Seite zu stehen. Für manche Geflüchtete ist die Integration in eine islamische Gemeinde ein erster Schritt, um in Deutschland anzukommen. Die Liste der Erwartungen und Wünsche an die muslimische Gemeinschaft ist also lang. Sie soll einen großen und wichtigen Beitrag zur Integration leisten. Viel Verantwortung wird auf ihre Schultern gelegt.

Tatsächlich engagieren sich sehr viele muslimische Gemeinden, Organisationen und Einzelpersonen in der Flüchtlingshilfe und sie tun dies, weil sie sich als Teil der Gesellschaft verstehen und ihren Teil zur Integration der Geflüchteten beitragen wollen. Einige, besonders vorbildhafte Initiativen sollen in der vorliegenden Broschüre vorgestellt werden.

Viele aktive Muslime haben schon lange vor 2015 angefangen, den ankommenden Flüchtlingen zu helfen: Oft handelte es sich um direkte Betreuung einzelner Flüchtlinge oder Familien aus islamischen Län-

dern, die in der Moschee oder im Umfeld der Gemeinde aufgenommen und versorgt wurden. Als dann im Sommer 2015 die Zahlen der Ankommenden drastisch anstiegen, intensivierten sie die Hilfe. Vielerorts blieb die Arbeit jedoch unkoordiniert und spontan. Es fehlten die Strukturen und das Personal, um sie effektiver und umfassender zu gestalten. Dies ist einer der Gründe, weshalb die Arbeit vieler Organisationen in der Öffentlichkeit wenig wahrgenommen wurde. Ein anderer erklärt sich durch eine orientalische Redensart: „Die eine Hand soll nicht sehen, was die andere tut“. Übersetzt bedeutet das: Man soll nicht mit seinen guten Taten prahlen, sonst werden diese nicht im Jenseits belohnt. „Wir haben da wirklich Nachholbedarf. Wir sind damit aufgewachsen, dass wir uns nicht mit unseren guten Taten brüsten sollen und müssen nun lernen, dass man nicht nur Gutes tun, sondern auch noch darüber sprechen muss“, so Aysun Pekal, Regionalbeauftragter für das Flüchtlingsprojekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ von der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion e. V. (DITIB).

Die Ankunft der Geflüchteten hat nicht nur die deutsche Gesellschaft insgesamt verändert, besonders deutliche Spuren hat sie auch in den muslimischen Gemeinden hinterlassen. Viele Gemeinden sind sehr stark gewachsen. So kommen heute mindestens doppelt so viele Betende zum Freitagsgebet ins Haus der Weisheit e. V. in Berlin. Die Al-Nour-Moschee in Hamburg hält das Freitagsgebet wegen des großen Andrangs in zwei Schichten ab und in Merseburg bei Leipzig gab es vor der großen Ankunft überhaupt nur einen winzigen Gebetsraum. Heute kommen rund 300 Gläubige zum Freitagsgebet im umgebauten Hotel Dessauer Hof.

Auch hat sich oft die Zusammensetzung der Gemeinde verändert: So wuchs die Imam Hossein Gemeinde in Wiesbaden nicht nur um das Dreifache. Der von iranischstämmigen Akademikern gegründete Moscheeverein wird nun mehrheitlich von Geflüchteten aus der afghanischen Provinz genutzt. Kultur-Clash inklusive. Das Haus der Weisheit e. V. in Berlin war für seine Mitglieder immer mehr als nur ein spiritueller Ort, es war Kultur- und Begegnungszentrum, Ersatzheimat und Freizeittreff für die Jugend. Die Ankömmlinge aus Syrien hingegen

kennen Moscheen als Gotteshäuser, die sozialen Funktionen des Gebäudes sind ihnen fremd. Auch dort verändert sich etwas.

Das vergangene Jahr hat für viele Engagierte und auch die Gemeinden Ereignisse gebracht, die sie geprägt haben: „Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich dafür gelobt und bewundert worden, dass ich Arabisch kann. Sonst galt meine Herkunft immer als Makel“, beschreibt ein Jugendlicher aus Berlin. Für ihn war der Moment, als er im September 2015 in eine Flüchtlingsunterkunft kam und dort mit Hochachtung und sehr herzlich von der engagierten Rentnergruppe empfangen wurde, ein Schlüsselerlebnis. Ähnlich unvergessen bleibt Imam Abdallah Hajjir der Telefonanruf vom Landesamt für Gesundheit und Soziales (LAGeSo) in Berlin: Man fragte ihn, ob seine Gemeinde, das Haus der Weisheit e. V., die Wärmehalle gegenüber der Erstaufnahmestelle in Berlin Moabit übernehmen könnte: Ganz offiziell, als Betreiber. „Dass man unserer Gemeinde diese Aufgabe zutraute, war eine tolle Anerkennung unserer Arbeit“, so der Imam. Für Natalia Loinaz und die anderen Aktivisten des Vereins Inssan, ebenfalls aus Berlin, kam das Schlüsselerlebnis in Form eines Schreibens der Senatsverwaltung Berlin: Obwohl alle gesagt hatten, dass sie sich als islamische Organisation gar nicht zu bewerben bräuchten, wurde darin nun ihrem Antrag auf Förderung stattgegeben. Auch für die Damen der Ayasofya Sofia Gemeinde in Kornwestheim bei Stuttgart hat sich einiges bewegt: Da sie jetzt Geflüchteten helfen, sich in Deutschland zurechtzufinden, fällt manchen von ihnen zum ersten Mal auf, wie sehr sie selber hierhergehören.

All diese Beispiele zeigen: Das vergangene Jahr hat für viele der muslimischen Helfer, aber auch die Gemeinden das Verhältnis zu ihrer Umwelt und zur Gesellschaft insgesamt verändert: Sie sind deutscher geworden, wurden stärker eingebunden, es kommt zu einer stärkeren Identifizierung.

Einen großen Schritt vorangekommen ist auch die Institutionalisierung islamischer Gemeinden und insbesondere ihrer Wohlfahrtsarbeit. Die Deutsche Islamkonferenz hatte die Gründung eines oder mehrerer islamischer Wohlfahrtsverbände zum Ziel erklärt. Durch die Arbeit in

der Flüchtlingsbetreuung wird diese Institutionalisierung beschleunigt. Denn erstmals wird die Sozialarbeit muslimischer Gemeinden im größeren Umfang mit öffentlichen Mitteln gefördert. Hierfür wiederum müssen Institutionen gegründet, Dienstleistungen professionalisiert und die Arbeit transparenter gestaltet werden. Diese Entwicklung ist noch am Anfang: Noch sind es nicht allzu viele Moscheevereine, die beispielsweise gemeinnützige Gesellschaften mit beschränkter Haftung (gGmbH) gegründet haben, um ihre Sozialarbeit zu organisieren und öffentliche Gelder abzuwickeln, aber es gibt einen deutlichen Trend in diese Richtung.

Allerdings ist die Anerkennung, die viele muslimische Gemeinden für ihre Arbeiten bekommen, und die Freude über die sich auftuenden Chancen nur eine Seite der Entwicklung. Wird doch die öffentliche Debatte von zwei gegenläufigen Tendenzen dominiert: Da ist die Radikalisierung und Gewaltbereitschaft von einer Minderheit muslimischer Jugendlicher und die damit einhergehende wachsende Bedrohung durch terroristische Angriffe. Demgegenüber steht der extrem angewachsene Rassismus, die Islamfeindlichkeit in Teilen der Mehrheitsgesellschaft und der Zulauf, den rechtspopulistische Gruppen mit solchen Positionen erzielen. Diese Entwicklung – kombiniert mit einem allgemeinen Frust darüber, dass die Integration der Geflüchteten doch nicht so einfach und erfolgreich ist, wie anfangs gedacht, und dem allgemeinen Nachlassen der Willkommenskultur-Euphorie – dämpft die Motivation vieler, die für diese Broschüre befragt wurden. „Wir befinden uns gerade in einem Tal!“, sagt ein Gemeindevorstand der Al-Aksa Moschee in Goslar. „Viele sind müde“, erklärt auch Imam Abdullah Hajjir aus Berlin.

Als Nebenaspekt spielt hier auch das Thema „Erwähnung im Verfassungsschutzbericht“ eine Rolle. Je stärker die Angst vor dem Terror wächst, desto lauter wird der Ruf nach besserem Schutz und besserer Überwachung der sogenannten Gefährder. Dabei geraten jedoch auch Organisationen ins Visier, die vom dschihadistischen Spektrum weit entfernt sind und sich um gute Beziehungen zu ihrer Umwelt bemühen. Die Tatsache allerdings, dass sie überwacht oder auch nur im Verfas-

sungsschutzbericht erwähnt werden, erschwert eben diese angestrebte Verbesserung der Beziehungen. Auch dies führt zu Frust.

Allerdings gibt es auch keinen Anlass, den Beitrag, den muslimische Akteure in diesem Bereich leisten, zu idealisieren oder übertrieben zu bewerten. Es gibt viele Beispiele guter Arbeit, aber es könnte auch vielerorts mehr dagegen getan werden, dass die Arbeit von Interessen geprägt ist und manche Gruppen versuchen, Geflüchtete für ihre Zwecke auszunutzen. Die noch fehlenden Strukturen führen nicht selten dazu, dass viel an einzelnen Personen hängt: Hat eine Gemeinde einen engagierten Imam oder Vorstand, passiert viel. Fehlen solche Persönlichkeiten, geht wenig. Oft blockieren auch Rivalitäten zwischen verschiedenen starken Persönlichkeiten die Arbeit. Auch beschreiben mehrere der Befragten, dass es in ihren Gemeinden heftige Diskussionen darüber gab, ob es eigentlich richtig sei, den Geflüchteten zu helfen. Manchmal spielt dabei Angst vor dem Fremden eine Rolle: Rassismus gibt es auch in der muslimischen Community und hinzu kommt – wieso sollte es bei Muslimen anders sein als beim Rest der Gesellschaft? – der Unwille, zu teilen oder andere bei sich aufzunehmen.

Eingesessene Muslime gelten – wie beschrieben – als besonders gute Integrationslotsen. Allerdings ist auch diese Aussage nicht uneingeschränkt gültig. Diese Muslime geben schließlich nicht nur das Wissen an die Neuankömmlinge weiter, wie es sich in Deutschland als Muslim gut leben lässt. Sie geben auch aufgestauten Frust von 30 oder mehr Jahren mühsamer Auseinandersetzung mit der deutschen Gesellschaft, Politik und den Behörden an die Neuen weiter. Des Weiteren zeichnet sich zunehmend eine Konfliktlinie zwischen den Migrationswellen ab: Viele der zwischen 2014 bis 2016 neu angekommenen Geflüchteten betonen, dass sie sich als weltoffener, anpassungsfähiger und selbstbewusster verstehen als die vorherigen Migrantengemeinschaften. Diese Behauptung führt natürlich zu Unmut bei den Eingesessenen. Besonders deutlich zeigte sich dies nach dem Terroranschlag im Dezember 2016 in Berlin: Unter eingessenen Muslimen wurde in den sozialen Medien viel über drastisch zunehmenden Rassismus als Folge des Anschlags debattiert. Auch die Neuankömmlinge teilten zunächst die Sor-

ge, dass sich die Stimmung in der Bevölkerung gegenüber ihnen weiter verschlechtern könnte. Als sich jedoch zeigte, dass die Berichterstattung in den Medien und die Reaktionen vieler Menschen eher differenziert ausfielen und durchaus zwischen Attentätern und der großen Mehrheit der Muslime unterschieden wurde, machte sich Freude breit: „Berlin hat uns ein weiteres Mal positiv überrascht. Statt sich gegen uns zu wenden, hat diese wunderbare Stadt ein weiteres Mal die Arme geöffnet und uns willkommen geheißen!“, so der Zeitungskommentar eines geflüchteten Journalisten.² Solche Aussagen führten wiederum zu scharfer Kritik unter den Eingesessenen und waren geeignet, die Kluft weiter zu vertiefen. Hinzu kommen Konkurrenz und Ängste um den Arbeitsplatz: Viele eingesessene Migranten mit einschlägigen Sprachkenntnissen haben im Zuge der Flüchtlingsankunft 2015/2016 neue Jobs bei Behörden und Wohlfahrtsverbänden gefunden. Es handelt sich dabei aber überwiegend um befristete Stellen, weil ihre Aufgaben nur so lange gebraucht werden, bis die Flüchtlinge Deutsch gelernt haben und angekommen sind. Zudem befürchten viele eingesessene Migranten, dass die Neuankömmlinge ihnen später Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt machen könnten. Auch dies führt zu Spannungen.

In manchen muslimischen Gemeinden sind Diskussionen entbrannt: Wieso sollen sie die Geflüchteten versorgen? Die Aufnahme und Versorgung der Ankommenden sei schließlich Aufgabe des Staates und der Mehrheitsgesellschaft. Angesichts der Art, wie sie als Muslime bisher ausgegrenzt worden sind, bestehe für sie kein Anlass, bei der Bewältigung dieser Aufgabe zu helfen. Immer wieder ist zu hören, dass Moscheegemeinden ihre Hilfe nur auf muslimische Geflüchtete beschränkt haben. Klar ist auch, dass salafistische Gruppen davon profitieren, dass Geflüchtete enttäuscht wurden, vom Leben in der Turnhalle gestresst sind oder aus anderen Gründen für die Ideologie der Radikalen empfänglich sein können. Nach dem Motto: „Die Ungläubigen hassen dich und du hast hier keine Chance, komm zu uns, wir verstehen Dich.“

2 Vgl Zeit Online:
www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2016-12/terror-berlin-anschlag-ikw-angst-amal

Umso wichtiger ist es, die positiven Beispiele der Arbeit muslimischer Gemeinden in diesem Gebiet hervorzuheben. Dies ist das Ziel dieser Broschüre: Welche Projekte setzen muslimische Gemeinden in der Flüchtlingshilfe um? Was zeichnet ihre Arbeit aus? Wer profitiert davon? Was ist in diesen Gemeinden seit dem Sommer 2015 passiert? Es geht darum, diese Arbeit durch die Beschreibung sichtbarer zu machen, zu würdigen. Es ist aber absichtlich nicht von einer Best-Practice-Liste die Rede. Es geht nicht darum, das beste muslimische Flüchtlingsprojekt zu ermitteln und auszuzeichnen. Dies erscheint in der derzeitigen Situation wenig hilfreich. Es geht vielmehr darum, beispielhaft die Projektlandschaft darzustellen und auch den Kontext, in dem muslimische Gemeinden agieren, zu beleuchten.

Es wurden für diese Broschüre erfolgreiche Projekte ausgewählt, die von mehreren der befragten Experten, Politiker, Kirchen- und Verbandsvertreter empfohlen wurden. Ein weiteres Auswahlkriterium war, dass es sich um besondere Projekte handelt: Solche, die einem neuen Ansatz folgen, für den Trend zur Professionalisierung und Institutionalisierung stehen oder eine spezielle Nische füllen. Darüber hinaus wurden verschiedene ethnische Gruppen berücksichtigt: türkisch und arabisch geprägte Gemeinden, gemischte Gruppen, Osteuropäer sowie deutsche Zusammenhänge. Einbezogen wurden auch Gemeinden von der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion e. V. (DITIB), von der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs und vom Zentralrat der Muslime.

Die Frage nach den zu berücksichtigenden Verbänden stellte sich als heikle Angelegenheit heraus: Kurz bevor die Recherchen zu dieser Broschüre begannen, war das Bundesfamilienministerium mit dem Versuch gescheitert, alle Islamverbände in einem Dachverband für Flüchtlingshilfe zusammenzubringen. Die verantwortlichen Akteure führten unterschiedliche Gründe für das Scheitern dieses Zusammenschlusses an. Einige Gruppen störten sich daran, dass sie gedrängt worden seien, mit der Ahmadiya Jamaat Muslim zusammenzuarbeiten, was einer indirekten Anerkennung dieser Gruppe als muslimische Gemeinschaft gleichgekommen wäre, was sie allerdings ablehnten. Eine andere Frak-

tion wollte sich nicht der Führung von DITIB unterordnen, weil sie die direkte Abhängigkeit von Ankara für problematisch erachtete. So entstanden zwei Dachverbände, von denen zunächst aber nur der DITIB-geführte staatliche Fördergelder bekam. Der andere Verband, der Verband Muslimischer Flüchtlingshilfe (VMF), in dem der Zentralrat der Muslime tonangebend ist, wurde erst später bei der Geldvergabe berücksichtigt. In dieser Broschüre werden Projekte beider Verbände vorgestellt. Um das ganze Spektrum der Arbeit abzubilden, werden auch Projekte von Einzelpersonen vorgestellt, die mit einer guten Idee und viel Engagement Geflüchteten helfen. Auch werden die Unterschiede zwischen Stadt und Land, zwischen großen und kleinen Städten sowie zwischen Ost- und Westdeutschland einbezogen.

Es handelt sich in allen Fällen um explizit muslimische Projekte, die von muslimischen Gemeinden oder von Muslimen mit religiösem Anspruch betrieben werden. Das wichtigste Kriterium für die Aufnahme in die Liste der Good-Practice-Beispiele ist jedoch, dass die Projekte tatsächlich gut und erfolgreich sind und auch von ihrer Umwelt als solche gesehen werden. Dafür wurden Partner aus Behörden, Verbänden und Kirchen befragt, um die Qualität und Reichweite der Projekte zu beurteilen. Zum Teil werden diese Kommentare am Ende der einzelnen Kapitel dokumentiert.

Um die Projekte mit all ihren organisatorischen und menschlichen Aspekten und im sozialen Kontext vorzustellen, wurde als Darstellungsform die Reportage gewählt.

Beispiel 1

Hamburg: Die Al-Nour-Moschee und der Integrationspunkt Hamburg

Die Al-Nour-Moschee liegt im Hamburger Moscheen-Viertel. Allerdings ist der Name eine Übertreibung: Das graue Karree hat nichts mit den historischen Gassen Kairo oder den prächtigen Minaretten von Damaskus gemein. „Kleiner Pulverteich“, eine triste Sackgasse, liegt dort, wo der Stadtteil St. Georg besonders heruntergekommen ist. Sex-Kinos, Billigshops und Döner-Buden. In den Bauten aus den 1970er Jahren, den ehemaligen Büroetagen und Hinterhöfen, haben sich Moscheen verschiedenster religiöser und politischer Ausrichtung angesiedelt.

Insgesamt 13 islamische Gotteshäuser soll es in diesem Teil von Hamburg geben. Das Islamische Zentrum der Albaner ist hier, eine kleine pakistanische Moschee und eben die Al-Nour-Moschee. Gerade ist das Mittagsgebet zu Ende gegangen. Ein paar junge Männer lungern auf dem Bürgersteig. Muskelbepackt und mit finsterner Miene. Als sie allerdings nach Scheich ElSayed gefragt werden, schmilzt ihr misstrauischer Blick: „Kommen Sie, wir bringen sie hin“, sagt einer mit zuvorkommenden Lächeln und geht voran, eine Rampe hinunter. Ganz offensichtlich geht es hier in ein Parkhaus. Tatsächlich ist die Al-Nour-Moschee in einem ehemaligen Parkdeck untergebracht. Niedrige Decken und Betonsäulen. Der plüschige Teppichboden und die reich verzierte Gebetsnische kön-

nen nicht darüber hinwegtäuschen: Hier haben früher Autos geparkt. Der stellvertretende Imam ElSayed Kamal sitzt im ehemaligen Parkwächterhäuschen. Heute ist hier das Büro von Hauptimam Samir El-Rajab und seinem Vertreter ElSayed Kamal untergebracht.

An der Wand hinter dem Schreibtisch hängt das Foto der Kapernaum-Kirche. Auf dieses futuristisch anmutende Gebäude setzen die Mitglieder der Al-Nour-Gemeinde ihre ganze Hoffnung, um endlich aus dem Parkhaus herauszukommen. 2012 kaufte die Gemeinde die Kirche und seitdem wird das denkmalgeschützte Gebäude renoviert. Der Kauf sorgte für eine große Aufregung, die weit über Deutschland hinaus wahrgenommen wurde und es sogar bis in die New York Times schaffte: Schließlich handelt es sich zwar nicht um die erste Kirche Deutschlands, die in eine Moschee umgewandelt wurde, aber um die erste Kirche, die zuvor im Besitz der evangelischen Kirche war. Inzwischen haben sich die Wogen der Aufregung gelegt, dafür fehlt nun das Geld, die Renovierung abzuschließen, und so bleibt die Al-Nour-Gemeinde vorerst, wo sie ist: in dem ehemaligen Parkhaus in St. Georg.



Daniel Abdin, Vorsitzender der Gemeinde und Vorsitzender der Schura Hamburg

Im Sommer 2015 erwies sich diese Lage jedoch als Glück. In den ersten Septembertagen trafen immer mehr Flüchtlinge am Hamburger Hauptbahnhof ein. Die meisten wechselten hier nur den Zug, fuhrten dann weiter Richtung Schweden. Nicht wenige jedoch trafen so spät am Abend ein, dass es keine Anschlusszüge mehr gab.

Sie strandeten regelrecht auf dem Hamburger Bahnhof und hätten dort zwischen den Buden und auf den Bahnsteigen beziehungsweise im Freien übernachten müssen, hätte nicht die Hamburger Al-Nour-Gemeinde

ihre Moschee geöffnet: „Wir sind zum Bahnhof gegangen und haben sie abgeholt. Zum Glück ist es ja nicht weit und hier haben wir ihnen Schlafplätze gegeben, eine warme Mahlzeit und vor allem haben wir sie seelsorgerisch betreut“, erinnert sich Imam ElSayed. 400 bis 600 Menschen kamen hierher. Nacht für Nacht. Das Essen wurde zum Teil von den benachbarten Moscheegemeinden und Restaurants geliefert und von der Stadt bekam die Moschee einen finanziellen Zuschuss. Nicht viel, aber es reichte, um für ein paar Tage Essen und Matratzen zumindest für einen Teil der Geflüchteten zu kaufen. „Es war eine unglaublich aufregende, sehr anstrengende und sehr emotionsbeladene Zeit“, erinnert sich der Imam und lächelt. Es seien immer neue Menschen gekommen und hätten ihre Geschichten erzählt, zum Teil waren dies extrem traurige, schreckliche Berichte über Flucht und Tod und Gewalt. „Es war aber auch sehr schön, denn wir hatten das Gefühl, dass wir wirklich helfen konnten“, sagt Imam ElSayed.

Lange währte diese Phase nicht. Nach der Einführung der Grenzkontrollen am 1. April 2016 kamen nur noch sehr wenige neue Flüchtlinge an. Die anderen Hilfsorganisationen, die sich um die Ankommenden gekümmert hatten, stellten ihre Nothilfe am Hauptbahnhof ein. Die Moschee ließ ihre Tür noch offen, allerdings waren es nun nicht mehr neu ankommende Notfälle, sondern eher in Not geratene Flüchtlinge, die entweder obdachlos, drogenkrank oder aus anderem Grund hilfsbedürftig waren. Erst nach und nach konnten sie in Wohnungen vermittelt werden.

Heute schlafen keine Flüchtlinge mehr in der Moschee und sie ist – so scheint es zumindest, wenn man von außen schaut – wieder das, was sie vorher war: ein Gebetsraum, ein Gemeindezentrum, ein Ort der Begegnung für die in ganz Hamburg und Umgebung lebenden Gemeindeglieder. Schaut man jedoch genauer hin, bemerkt man, wie sehr sich die Gemeinde im vergangenen Jahr verändert hat: Sie ist viel größer geworden und die Freitagspredigt wird nun zweimal gehalten. Bis zu 2500 Menschen kommen, um hier am Freitag zu beten. „Auch an den anderen Tagen haben wir Imame kaum noch eine freie Minute“, sagt ElSayed Kamal. „Die Geflüchteten schlafen zwar nicht mehr in der Mo-

schee, aber viele kommen mit ihren Problemen und Sorgen zu uns.“ Dabei gehe es um bürokratische Angelegenheiten, die Suche nach Wohnungen und Schulen. Es gehe aber auch um weit kompliziertere Folgeerscheinungen der Flucht: Trauma und vor allem auch viele familiäre Probleme: „Wir haben gerade sehr viele Familien, die auseinanderfallen, Ehen zerbrechen“, sagt Imam ElSayed. In langen Beratungen bemüht sich die Gemeinde, Familienstreitigkeiten und Konflikte zu schlichten. Die Imame versuchen, die Familienmitglieder miteinander zu versöhnen und sie zudem zu stärken, dass sie ihren Weg finden zu einem neuen Leben in Deutschland. Die Beratungen laufen so wie früher auch: zumeist im Anschluss ans Gebet. Die Imame vergeben aber inzwischen auch Termine. Das ist neu.

»Uns ist es sehr wichtig, dass die Neuankömmlinge verstehen, wie wir hier als Muslime leben.«

Was sich auch verändert hat, ist die Zusammensetzung der Gemeinde: Sie ist deutlich arabischer geworden. 1993 wurde die Al-Nour-Moschee gegründet, Hamburgs internationalste Moschee mit mehr als 30 Nationen, die hier zusammenkommen. Die Predigt wird auf Deutsch und auf Arabisch gehalten, sodass alle sie verstehen. Besonderen Wert legt man hier auf Jugend-, Bildungs- und Integrationsarbeit. Die Al-Nour-Gemeinde ist deutschlandweit bekannt für das jährliche Festival „Vereint im Islam“, das über die Osterfeiertage stattfindet. Es ist eine Mischung aus religiösen Event mit vielen Vorträgen und einem Happening, da auch Künstler und Musiker geladen sind. „Vereint im Islam“ ist ein Treffpunkt vor allem für junge, in Deutschland aufgewachsene Muslime. Studenten und Gymnasiasten prägen das Bild. Vorbereitet wird das Festival von den sehr engagierten jungen Gemeindemitgliedern der Al-Nour-Moschee. Sie waren es auch, die im September 2015 am Hauptbahnhof zur Stelle waren und sich bis heute für die Integration der Geflüchteten einsetzen. Informell und mit viel persönlichem Einsatz.

„Uns ist es sehr wichtig, dass die Neuankömmlinge verstehen, wie wir hier als Muslime leben“, so Daniel Abdin, Vorsitzender der Al-Nour-Moschee. So habe die Gemeinde schon immer großen Wert auf die Zusammenarbeit mit anderen Religionen gelegt und diese Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens gelte es auch den Neuen in der Gemeinde

zu vermitteln. „Für die meisten aus dem Libanon und aus Syrien ist Multireligiosität eine Selbstverständlichkeit, aber es gibt doch Unterschiede, daher müssen wir den Neankömmlingen unsere Demokratie in Deutschland vorleben“. Er setzt auf gemeinsame Veranstaltungen mit Würdenträgern und auch ganz „normalen“ Gemeindemitgliedern anderer Religionen, zu denen er die Geflüchteten einlädt.

Daniel Abdin ist seit 15 Jahren Vorsitzender der Gemeinde und seit elf Jahren Vorsitzender der Schura Hamburg, dem Rat der islamischen Gemeinschaften in Hamburg e.V. Er hat an den Verhandlungen des Staatsvertrages zwischen dem Hamburger Senat und den muslimischen Religionsgemeinschaften teilgenommen und diese im Jahr 2012 mit unterschrieben. Der 53-jährige Diplom-Kaufmann und Sozialarbeiter ist auch noch für eine andere Neuerung verantwortlich. Schließlich hat sich die Al-Nour-Gemeinde im vergangenen Jahr nicht nur im Inneren verändert, sondern auch in Bezug auf ihre Außenbeziehungen und ihre Verankerung in der Gesellschaft.

Es gibt eine sehr viel stärkere Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen und Wohlfahrtsverbänden. In den Tagen, als die Geflüchteten ankamen, arbeitete die Al-Nour-Gemeinde mit diesen Akteuren eng zusammen: Am Bahnhof teilte man sich die Arbeit untereinander auf. Kurz zuvor hatte Daniel Abdin den Integrationspunkt Hamburg gegründet. Diese gemeinnützige Unternehmersgesellschaft (gUG) ist Mitglied im Paritätischen Wohlfahrtsverband und arbeitet mit anderen Wohlfahrtsverbänden und Hilfsorganisationen zusammen. Integrationspunkt Hamburg hat seinen Sitz in einer Bürogemeinschaft mit anderen nicht muslimischen Wohlfahrtsorganisationen. „Der Schritt zur Gründung einer solchen gemeinnützigen UG ist ein wichtiger Schritt, unsere bereits bestehende Arbeit in diesem Bereich zu professionalisieren. Es wird möglich sein, Fördergelder zu beantragen. So können wir anderen Vereinen und Gemeinden helfen, Projekte mit öffentlichen Geldern auf den Weg zu bringen, die Hamburg insgesamt nützen“, so Daniel Abdin. Für ihn persönlich bedeutet dies, dass er das Ehrenamt zum Hauptamt macht. Eigentlich kein ungewöhnlicher Schritt. Unter engagierten Muslimen in Deutschland allerdings noch eine Ausnahme. Daniel Abdin ist

auch Vertreter des Zentralrats der Muslime in Deutschland e. V. (ZMD) in Norddeutschland. Er betreut seit Mai 2016 das Patenschaftsprojekt vom Verband der Muslimischen Flüchtlingshilfe (VMF), das mit öffentlichen Mitteln gefördert wird. Es werden Freiwillige gesucht, die eine Patenschaft für einen oder mehrere Flüchtlinge übernehmen, indem sie diese beispielsweise zu Behörden begleiten und bei der Bewältigung von Alltagsaufgaben unterstützen. Das Projekt richtet sich nicht nur an Muslime, sondern soll Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Religion zusammenbringen. Das passt zu Daniel Abdin, der seit Jahren eng mit anderen Religionen zusammenarbeitet. So sagt auch der Referent und Beauftragter der Nordkirche für Christlich-islamischen Dialog, Axel Matyba, über die Gemeinde:

„Ich schätze die Kontakte zur Al-Nour-Gemeinde sehr. Sie prägt den christlich-islamischen Dialog in Hamburg entscheidend mit. Den Kauf und den Umbau einer evangelischen Kirche zur Moschee begleitet die Gemeinde durch ‚Dialoge auf der Baustelle‘, in denen sie das Gespräch mit der näheren und weiteren Nachbarschaft sucht und fördert. In der Flüchtlingsarbeit hat sie über Monate Hunderte von Flüchtlingen Nacht für Nacht in ihrer Moschee in der Nähe des Hauptbahnhofs versorgt. Hier konnten die Flüchtlinge schlafen, hier wurden sie gepflegt und hier fanden sie offene Ohren und Herzen. Ein beeindruckendes zivilgesellschaftliches Engagement!“

Beispiel 2

Berlin: Projekt Wegweiser von Inssan e. V.

Drei junge Frauen warten am Eingang zur Moschee, mustern die herankommenden Festtagsbesucher: „Habt ihr sie schon entdeckt?“, fragt die eine. Die anderen beiden schütteln die Köpfe. Es ist Zuckerfest in der Dar-as-Salam-Moschee in Berlin-Neukölln. Hunderte strömen herein. Unter den Gästen sind viele, die mit syrischem Akzent arabisch sprechen. Flüchtlinge oder Eingesessene, das ist hier nicht so leicht auseinanderzuhalten.

Die Dar-as-Salam-Moschee ist eine der eher arabisch geprägten Moscheen in der Hauptstadt und sie ist bekannt für ihr großes soziales Engagement. Der Imam Taher Sabri sucht den Kontakt in die Nachbarschaft und auch zur Berliner Politik. So sind zum Zuckerfest auch viele Nichtmuslime geladen: Journalisten, Vertreter von Stiftungen, Politiker sind unter den Menschen, die sich im Eingangsbereich der festlich geschmückten Moschee drängeln. Diese war früher einmal eine Freikirche, Rosettenfenster und dreigliedriges Kirchenschiff passen aber auch gut zu einem muslimischen Gotteshaus. „Dahinten, das müssen sie sein!“, ruft dann eine der drei Frauen, die an der Tür Ausschau hielten. Sie trägt die langen Haare zu einem lockeren Zopf gebunden, Jeansjacke und Schlabberhose. Jetzt läuft sie einer Gruppe von jungen Männern entgegen: „Das sind unsere Mentees“, erklärt die andere Frau. „Wir sind von Wegweiser, dem Mentorenprojekt für Geflüchtete“, sagt die Dritte

zur Erklärung. Allerdings sorgt sie dadurch eher für mehr als für weniger Verwirrung. Denn Wegweiser ist ein Projekt des Vereins Inssan e. V. und bei einem Projekt eines muslimischen Vereins würde man erwarten, dass sich in erster Linie fromme Muslime engagieren. Diese drei Frauen aber entsprechen so gar nicht dem Klischee der religiösen Aktivistinnen. Statt modischen Kopftuchs tragen sie die Haare offen und bei einer der Dreien baumelt sogar ein kleines Kreuz am Hals über einem tief ausgeschnittenen Dekolleté. Inssan e. V. ist stolz auf diese Vielfalt.

„Wir bemühen uns, mit diesem Projekt die üblichen Grenzen aufzubrechen“, erklärt Projektleiterin Natalia Loinaz, die das Projekt Wegweiser des Vereins Inssan e. V. leitet. „Es geht darum, Mentoren und Mentori-



Wegweiser, ein Projekt des Vereins Inssan e. V.

rinnen mit Geflüchteten zusammenzubringen. Wir richten uns an Menschen zwischen 18 und 30 Jahren und besonders an solche mit Migrationshintergrund“, beschreibt sie ihr Konzept. „Wir gehen davon aus, dass sie besondere interkulturelle Kompetenzen mitbringen und wissen, wie es sich in Berlin lebt, wenn man Migrationshintergrund hat“, sagt sie. Diese Fähigkeiten sollten nun zum Einsatz kommen, um den Geflüchteten beim Ankommen in Deutschland zu helfen. Ob Muslime oder Christen, gläubig oder eher wenig religiös, spiele dabei erst einmal keine Rolle. „Das ist für viele eine neue Erfahrung. Wir bieten ja auch Workshops und gemeinsame Events und regelmäßige Coachings an und da kommen dann Menschen zusammen, die tatsächlich sehr unter-

schiedlich sind. Das ist sehr spannend und für alle eine Bereicherung“, beschreibt sie. Den Geflüchteten soll der typisch Berliner Alltag mit seiner Vielfalt vieler verschiedener Lebensentwürfe vorgelebt werden. Aber auch für viele der Mentoren ist es ein neues Erlebnis, über religiöse und kulturelle Grenzen hinweg zusammenzuarbeiten.

Entstanden ist das Projekt Wegweiser im Sommer 2015. „Viele muslimische Jugendliche haben sich ja schon früh für die Geflüchteten eingesetzt, aber es gab keine Struktur“, beschreibt Natalia Loinaz. Da verabredeten sich Freunde untereinander, Geflüchtete in Unterkünften zu besuchen, Kleider und andere Spenden vorbeizubringen, oder sie organisierten auf eigene Faust Sprachkurse. „Das war weder besonders effektiv noch bot es neuen Jugendlichen genügend Möglichkeit, sich daran zu beteiligen“, sagt sie, und so sei die Idee entstanden, ein Projekt zu entwickeln, das die Hilfe professioneller und effektiver macht. Das Besondere an Wegweiser ist, was dann passierte: Im Juli 2015 stellte der Verein Inssan e. V. beim Berliner Senat für Arbeit, Integration und Frauen den Antrag auf Förderung. „Wir bekamen dafür Hochachtung und erstaunte Blicke: Es galt wohl bis dahin als unausgesprochene Regel, dass muslimische Träger bei solchen Ausschreibungen nicht berücksichtigt werden und sich deswegen erst gar nicht bewerben. Wir haben uns große Mühe bei der Bewerbung gegeben und siehe da: Es hat geklappt!“, beschreibt Natalia Loinaz. Die 35-Jährige, die vor 13 Jahren zum Islam übergetreten ist und sich seit vielen Jahren ehrenamtlich für ihre Gemeinde, den deutschsprachigen Muslimkreis, Inssan e. V. und andere muslimische Gruppen engagiert, wurde Projektleiterin. Aus Ehren- wurde Hauptamt. „Für uns ist das ein Schritt und bisher bekommen wir vor allem positive Rückmeldung auf unser Engagement“, sagt sie. Der Verein Inssan e. V. wurde 2001 mit der Idee gegründet, die vielen verschiedenen Moscheegemeinden in Berlin miteinander zu vernetzen.

Bald schon tauchte der Verein jedoch im Berliner Verfassungsschutzbericht auf. Er wurde in die Nähe der Muslimbruderschaft gerückt; ähnlich sieht es mit vielen arabisch geprägten Organisationen und Gemeinden in Berlin aus. Etwa auch dem Dar-as-Salam in Neukölln. Das Besondere an Inssan e. V. ist jedoch, dass es gelang, das Stigma der Erwäh-

nung im Verfassungsschutz wieder loszuwerden. Dies gelang durch viel Überzeugungsarbeit, Kampagnen, zum Beispiel gegen Zwangsheirat und Extremismus, und ein ständiges Bemühen um gute Kontakte zur Politik. „Dass wir es jetzt als einer der ersten muslimischen Vereine aus Berlin geschafft haben, bei der Vergabe von öffentlichen Fördergeldern berücksichtigt zu werden, ist auch in dieser Hinsicht ein gutes Zeichen. Anerkennung für unsere Arbeit“, sagt Natalia Loinaz.

Für andere Vereine und Gemeinden ist das Thema Verfassungsschutz aber alles andere als vorbei. Das gilt auch für das Dar-as-Salam: Das Zuckerfest 2016 zeigt, wie aktuell das Thema noch ist. Nach und nach

»Dieses ständige Misstrauen zerrt schon an den Nerven und es führt dazu, dass viele Jugendliche keine Lust mehr haben, sich zu engagieren«

füllt sich die Moschee. Gemeindemitglieder, Geflüchtete und Einheimische sowie viele Gäste füllen die Stuhlreihen. Es wird Essen ausgegeben, eine syrische Musikgruppe tritt auf, Grußworte werden gesprochen. Dann recken plötzlich viele ihre Köpfe: Die Neuköllner Bezirksbürgermeisterin Franziska Giffey betritt die Moschee. Sie gratuliert den Muslimen zum Zuckerfest, spricht von guter Nachbarschaft und veranstaltet ein Quiz: Wer kennt sich aus in Neukölln und in der Geschichte des Bezirks? Zwei Tage später wird die Berliner Lokalpresse diesen Auftritt scharf kritisieren. Wie könne es sein, dass die Bezirksbürgermeisterin eine Moschee besucht, die im Verfassungsschutzbericht erwähnt wird? Es ist Wahlkampf in Berlin. Der Fall der Dar-as-Salam-Moschee zeigt, wie kompliziert das Thema Verfassungsschutz und die Überwachung oder Nichtüberwachung von Moscheegemeinden ist. So wird dem Dar-as-Salam zwar Nähe zur Muslimbruderschaft vorgeworfen, Imam Mohammed Taher Sabri aber wurde 2015 vom Regierenden Berliner Bürgermeister Michael Müller mit dem Verdienstorden des Landes Berlin ausgezeichnet. Wie geht das zusammen? Auch in Bezug auf das Thema Verfassungsschutzüberwachung sehen viele Beobachter in der Flüchtlingsarbeit die Chance für eine Neubewertung. Könnte doch das große Engagement des Dar-as-Salam und vieler anderer Gemeinden in der Flüchtlingshilfe zu einer größeren Anerkennung ihrer Arbeit und zu einem besseren Ansehen des Islams in Deutschland insgesamt führen. Es gibt ein öffentliches Interesse an dieser Arbeit und daran, muslimische

Akteure stärker in die Arbeit einzubinden und folglich macht es Sinn, die Überwachung in einigen Fällen zu überdenken. Es gibt jedoch auch entgegengesetzte Tendenzen: So hat der Berliner Verfassungsschutz eine spezielle Broschüre herausgebracht, die sich mit den Aktivitäten muslimischer Gemeinden in der Flüchtlingshilfe befasst und vor Missionsversuchen radikaler Gruppen, insbesondere salafistischer Strömungen, warnt. Wieder wird das Dar-as-Salam genannt, wieder ohne konkrete Vorwürfe zu erheben. „Dieses ständige Misstrauen zerrt schon an den Nerven und es führt dazu, dass viele Jugendliche keine Lust mehr haben, sich zu engagieren“, beschreibt einer der Aktiven aus der Dar-as-Salam-Moschee, der aber lieber nicht mit Namen genannt werden will. Die Überwachung durch den Verfassungsschutz ist ein heikles Thema, mit dem kaum jemand gerne in Verbindung gebracht werden möchte. Kein Wunder also, dass Inssan e. V. stolz darauf ist, dass sie nicht mehr im Berliner Verfassungsschutzbericht geführt werden.

Natalia Loinaz und die Freiwilligen von Wegweiser haben das Zuckerfest in der Dar-as-Salam-Moschee mit organisiert und viele Flüchtlinge und Gäste eingeladen. Das Projekt soll vorgestellt werden. Die drei jungen Frauen, die zuvor am Eingang gewartet haben, sitzen nun Seite an Seite mit ihren Mentees im Publikum. Cola und Kekse in der Hand. Sie winken, als Natalia Loinaz ans Mikrofon tritt und in knappen Worten erklärt, worum es bei Wegweiser geht: Im Grunde funktioniert Wegweiser nach dem gleichen Prinzip wie die Patenschaftsprojekte, die von den großen muslimischen Verbänden und auch vielen nicht muslimischen Wohlfahrtsorganisationen durchgeführt werden. Allerdings wird bei Wegweiser besonderer Wert auf die Betreuung der Mentoren und der Mentees gelegt und das Projekt richtet sich fast ausschließlich an Mentoren mit Migrationshintergrund. Wie bei einer Singlebörse wird darauf geachtet, dass die Mentoren von ihren Interessen, ihrer Erwartungshaltung und ihrem Alter her mit den Mentees zusammenpassen. Junge Berliner mit Arabischkenntnissen werden an Geflüchtete vermittelt, die noch nicht gut Deutsch können. Sportliche werden mit Sportlichen, Religiöse mit Religiösen zusammengebracht. Sie sollen sich einmal pro Woche treffen oder zumindest im Kontakt bleiben. Wegweiser bietet den Mentoren einen Vorbereitungsworkshop, in dem sie lernen,

wie das Asylverfahren funktioniert, wie unterschiedlich Menschen mit Fluchterfahrungen umgehen und wie sie mit ihren eigenen Erwartungen umgehen. „So können Enttäuschungen vermieden werden. Diese Helfer sollen nicht das Gefühl haben, dass sie nur geben und nichts bekommen. Sie sollen sich nicht ausgenutzt fühlen und zugleich sollen sie den Geflüchteten nicht das Gefühl geben, dass diese ganz und gar von ihnen abhängig sind“, beschreibt Natalia Loinaz. Die Mentoren bekommen zudem ein monatliches Coaching, in dem sie ihre Erfahrungen austauschen können. „Die Idee ist, dass die Mentoren und Mentorinnen aus eigener Erfahrung wissen, wie es ist, mit Migrationshintergrund in Berlin zu leben. Sie können daher den Geflüchteten gut vermitteln, wie sie hier zurechtkommen“, erklärt Natalia Loinaz. Regelmäßig organisiert sie Aktivitäten und Ausflüge: Mentoren und Mentees besuchen gemeinsam Museen, Moscheen, auch im Bundestag waren sie schon. In einem langen Bericht auf der Webseite werden die Erlebnisse der Gruppe im Anne Frank Zentrum geschildert. Auch hier ist es gelungen, Grenzen zu überwinden. Das lag nicht zuletzt daran, dass eine junge Frau mit Kopftuch die Gruppe durch die Gedenkstätte führte und damit gleich mehrere Klischees auf den Kopf stellte.

Das Projekt Wegweiser spielt auch in anderer Hinsicht eine wichtige Rolle: Es bringt die Akteure verschiedener Flüchtlingsprojekte zusammen. Im November 2016 lud es zu einem großen Erfahrungsaustausch ein. Die Vertreter verschiedener Initiativen und Verbände sollten sich kennenlernen. Auch waren hochrangige Vertreter aus der Landes- und Bundespolitik geladen, um sie in Kontakt zu bringen. Auch deswegen gilt das Projekt als Beispiel guter Arbeit. 2016 wurde es auch vom Integrationsbeauftragten der Stadt, Andreas Germershausen, vorgestellt und gewürdigt. Weitere Finanzierung wurde bewilligt und das Projekt kann ausgeweitet werden. So wird eine weitere Stelle und zudem ein Posten im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes geschaffen.

Beispiel 3

Wiesbaden: Die Imam Hossein Gemeinde und Wiesbadener Akademie für Integration e. V.

Der Blick des Mannes wandert durchs Klassenzimmer: von der Lehrerin, die an der Tafel steht und gerade die Begriffe Staat und Regierung erklärt, zu dem, was sie an die Tafel geschrieben hat und dann zum Heft, das vor ihm auf dem Tisch liegt. Mit dem Ende seines Bleistiftes fährt er sich durch seinen grauen Bart.

Ganz offensichtlich weiß er nicht so recht, was hier von ihm erwartet wird. Als erwachsener Mann, Großvater im Rentenalter in ein neues Land zu kommen und in einer Klasse mit viel Jüngeren zu sitzen, um eine komplizierte Sprache zu lernen, ist nicht einfach. Seine Schulzeit liegt lange zurück und die Rolle des Schülers ist ihm fremd. Die Lehrerin bemerkt seine Unruhe, lächelt ihn kurz an und er nickt. Ja, er will es versuchen und er schreibt auf „Der Staat“, „Die Regierung“. Es ist 14 Uhr am Nachmittag. Deutschkurszeit in der Wiesbadener Akademie für Integration e. V. An einem großen Tisch sitzen zwölf Schüler. Die jüngste ist Teenie und der älteste der Herr mit dem grauen Bart. Die Lehrerin spricht Farsi (Persisch) und erklärt den Unterschied zwischen Regierung und Staat und welche Artikel zu verwenden sind. Dann sagt sie die Worte auf Deutsch. Aufmerksam beobachtet sie ihre Klasse. Kommen alle mit? Haben sie verstanden? Sie weiß, wie die Schüler sich fühlen. Auch sie war einmal in ihrer Situation, kam vor vielen Jahren als Flüchtling nach Deutschland und musste mühsam die Sprache erlernen.

„Wir bieten hier etwas an, was es sonst nicht gibt: Unser Sprachkurskonzept macht es Menschen möglich, Deutsch zu lernen, die schon lange nicht mehr in einer Schule waren und die sich in einer normalen Sprachschule sicher fremd fühlen würden“, sagt Dawood Nazirizadeh. Der 33-jährige Unternehmensberater ist Mitbegründer und Vorstands-



Dawood Nazirizadeh,
Mitbegründer und
Vorstandsmitglied der
Wiesbadener Akademie
für Integration e. V.

mitglied der Wiesbadener Akademie für Integration e. V. und zudem im Vorstand der schiitischen Imam Hossein Moschee, die sich auf der gleichen Etage des modernen Bürohauses befindet. Die Nachmittagssonne durchflutet den Gebetsraum, dessen Wände mit Ornamenten verziert sind. In einer Ecke beten zwei Jugendliche. Dawood Nazirizadeh hat Stühle ans Fenster gerückt, sei-

ne Mutter Shokoh Javanbakht sitzt neben ihm: Gemeinsam wollen sie erklären, was das besondere an ihrer Arbeit ist: „Zu uns kommen vor allem Flüchtlinge aus Afghanistan und viele von ihnen haben schon lange keine Schule mehr besucht. So wie dem älteren Herrn, den Sie da eben im Unterricht gesehen haben, fällt es vielen schwer. Die normalen Sprachkurse, wie sie in Sprachschulen für Geflüchtete angeboten werden, kommen für sie nicht unbedingt infrage“, erklärt der Dawood Nazirizadeh. Das liege zunächst einmal an den bürokratischen Hürden: Flüchtlinge aus Afghanistan müssen oft sehr lange auf ihren Asylbescheid warten und bekommen so lange auch keinen Sprachkurs bewilligt. In der Wiesbadener Akademie für Integration e. V. können sie in der Zwischenzeit schon einmal loslegen. „Zudem ist es für viele und gerade für die Älteren schwer, wenn sie gar nichts verstehen. Deswegen unterrichten bei uns Lehrerinnen, die selber Farsi sprechen, und sie erklären am Anfang viel. Das hilft, denn von der Struktur sind Farsi und Deutsch

doch sehr unterschiedlich“, so Dawood Nazirizadeh. So sei es den Afghanen fremd, dass man sich in Deutschland mit Du anspreche. Selbst für Verwandte benutze man dort die Höflichkeitsform: „Wir erklären den Schülern dann, dass dies in Deutschland einfach so ist“, sagt Shokoh Javanbakht und bringt damit auf den Punkt, was ihren Unterricht ausmacht: „Ich bin selbst vor mehr als 25 Jahren nach Deutschland gekommen und habe meine vier Kinder hier durch die Schule gebracht. Wenn ich jungen Müttern, die gerade erst hergekommen sind, Ratschläge gebe, dann habe ich eine große Glaubwürdigkeit. Sie wissen, dass ich weiß, worum es geht“, sagt sie. So ist der Sprachunterricht der Wiesbadener Akademie für Integration e. V. zugleich Unterricht in deutscher Kultur und Lebensweise. „Ich fordere die Menschen auf, sich auf das Leben hier einzulassen. Sie müssen verstehen, wie die Deutschen denken. Dann ist es leichter. Zum Beispiel, was die Frauen angeht. Da sehen viele nur, dass es hier viel Freiheit gibt und schließen daraus, dass die Frauen unanständig sind“, beschreibt sie: „Doch das ist ja ein falscher Schluss. Es gibt ja auch hier Grenzen und Regeln. Der größte Unterschied ist, dass im Iran und in Afghanistan wir Frauen immer jemanden haben, der auf uns aufpasst und der uns die Sachen bringen muss, die wir haben wollen. Ich fordere die Frauen auf, sich ein Beispiel an dem deutschen System zu nehmen. Sie sollen Verantwortung für ihr eigenes Leben übernehmen und etwas daraus machen“, sagt sie.

„Wir stehen den Neuankömmlingen mit Rat und Tat zur Seite. In unserer eigentlichen Arbeit konzentrieren wir uns allerdings auf Angebote, die es sonst nicht gibt. So bieten wir eben keine Patenschaften zwischen Gemeindemitgliedern und Flüchtlingen an. Das gibt es ja auch anderswo. Stattdessen gibt es die speziellen Sprachkurse“, sagt Dawood Nazirizadeh. Das Erlernen der Sprache sei für die meisten Geflüchteten der erste Schritt der Integration. Die Sprache zu lernen, sei schon eine enorme Leistung, denn viele der Neuankömmlinge kämen vom Land und nicht selten seien sie quasi Analphabeten. Mit der behutsamen Methode der Lehrerinnen der Akademie allerdings sei es gelungen, schon einem guten Dutzend Frauen nicht nur Deutsch, sondern auch Lesen und Schreiben beizubringen. Wenn dann der Asylbescheid komme, sei-

en sie bereit, den offiziellen, vom Jobcenter vermittelten Sprachkurs zu besuchen und könnten da sogar schon fortgeschrittene Kurse belegen.

„Der nächste Schritt ist dann Integration durch Arbeit. Hier bieten wir eine Praktikumsbörse, Berufsberatung und Coaching“, so Dawood Nazirzadeh. In der Internetbörse sind Angebote von Betrieben zu finden, die Praktikanten aufnehmen wollen und die Geflüchteten können sich dann online bewerben. Das könnte für Frauen wie die 30-jährige Marina interessant sein, die gerade in die Moschee kommt und von Dawood Nazirzadeh herzlich begrüßt wird. In Afghanistan hat sie als Friseurin gearbeitet und das würde sie auch in Deutschland gerne wieder tun.

»Die Leute sollen sich für die Gesellschaft engagieren, Teil werden und mitreden.«

„Ich sehe kein Problem. Haare sind Haare und die Mode ist doch auch die gleiche“, sagt sie. Dawood Nazirzadeh wiegt den Kopf. „Ich würde empfehlen, doch erst noch ein langes Praktikum zu machen oder sogar eine Ausbildung im Dualen System“, sagt er und verweist auf Beispiele von anderen Flüchtlingen, die diesen Weg gegangen sind und nun in renommierten Friseursalons arbeiten.

„Der nächste Schritt zur Integration“, so setzt er dann seine Aufzählung fort, „ist dann die Integration in die Zivilgesellschaft. Die Leute sollen sich für die Gesellschaft engagieren, Teil werden und mitreden“, sagt er. Die Förderung in diesem Bereich fange bei der sehr einfachen Ermutigung der Neuankömmlinge an, sich in der Arbeit der Akademie oder in der Gemeinde zu engagieren. Er erzählt von einem jungen Afghanen, der bereits wenige Monate nach seiner Ankunft die gesamte Organisation der Kleider- und Sachspendenannahme der Gemeinde übernommen und darüber viele Kontakte geknüpft hat. Die Wiesbadener Akademie für Integration e. V. bietet auch „Empowerment-Workshops“ an. Diese gibt es schon seit Jahren und sie richten sich nicht speziell an Geflüchtete, sondern an Wiesbadener mit Migrationshintergrund allgemein. Es geht um Identitätsfragen und darum, die Jugendlichen zu motivieren, sich gesellschaftlich zu engagieren. Ziel ist es, Organisationen und Strukturen aufzubauen. Diese sollen aber nicht auf die muslimische Community beschränkt bleiben, sondern allen offenstehen und so zur Integration in die Gesellschaft insgesamt beitragen. Dawood Nazirzadeh beschreibt

die Wiesbadener Akademie für Integration e. V. selbst als ein Beispiel für diesen Ansatz. So sei sie zwar 2012 ursprünglich von Mitgliedern der Imam Hossein Gemeinde entstanden, inzwischen sei sie jedoch unabhängig und zu den führenden Mitgliedern und Aktiven zählten nun auch viele Nichtmuslime. „Das ist der nächste Schritt: Wir Muslime engagieren uns nicht mehr nur für unsere eigenen Leute und unsere eigenen Jugendlichen, sondern beteiligen uns auch aktiv in der Gesellschaft, gründen Initiativen, in denen Menschen verschiedener Herkunft und Religion zusammenarbeiten“, fasst er zusammen. In Vorbereitung sind zwei weitere Projekte: So sind Filme in Arbeit, die in Form von Webinaren Engagierten das nötige Know-how zur Gründung von Organisationen vermitteln. Welche Rechtsform ist geeignet? Wie finde ich Mitstreiter? Woher kommt das Geld? Geplant ist auch eine eigene Medienakademie: Hier soll vermittelt werden, wie man sich über Facebook und in Onlinevideos zu aktuellen Themen äußert und die Botschaft auch gehört wird. Während für das Webinar für Jugendorganisationen bereits Fördermittel von der Stadt Wiesbaden zugesagt wurden, fehlt für die Medienakademie noch der passende Geldgeber. Fördermittel für Projekte und die Ankündigung der Bundesregierung, dass diese nun auch verstärkt an muslimische Projekte fließen sollen: Als das Gespräch auf dies Thema kommt, schlägt Dawood Nazirzadeh die Beine übereinander und lehnt sich vor. Zu diesem Thema hat er viel zu sagen und es kostet ihn sichtlich Mühe, sich nicht aufzuregen.

Dawood Nazirzadeh gehört zu denen, die sich im Frühjahr 2016 für die Gründung eines einheitlichen Verbandes der Muslimischen Flüchtlingshilfsorganisationen eingesetzt haben. Als Vorstandsmitglied des Dachverbandes der Schiitischen Gemeinden (IGS) war er direkt an den Gesprächen mit dem Bundesfamilienministerium beteiligt: „Da gab es starken Druck, dass wir uns alle zusammenschließen sollen. Das ist ja noch verständlich. Der Staat möchte einen Ansprechpartner, mit dem er die Hilfe koordinieren kann“, sagt er. Allerdings hält er es für einen Fehler, dass die Bundesregierung auf die DITIB als führenden Partner bei diesem Zusammenschluss setzte: „Warum sollen alle Verbände sich ausgerechnet unter die Führung der DITIB stellen?“, sagt er und begründet damit, warum sich die IGS mit dem Islamrat und dem Zent-

rarat der Muslime in Deutschland (ZMD) zum „Verband der muslimischen Flüchtlingshilfe“ VMF zusammengeschlossen hat, statt sich an der Flüchtlingshilfe unter Federführung der DITIB zu beteiligen.

Wie viele andere der für diese Broschüre Befragten sieht auch Dawood Nazirizadeh, dass die Ankunft der großen Zahl von Geflüchteten im vergangenen Jahr und das Engagement muslimischer Gruppen und Organisationen in diesem Bereich zu einer Veränderung der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Islams und der Muslime in Deutschland geführt hat. Viele seien zu dem Schluss gekommen, dass die Gesellschaft auf muslimische Akteure angewiesen ist, wenn die Integration der vielen Geflüchteten gelingen soll. „Nicht wenige der Beteiligten sehen jetzt auch, dass es ein Versäumnis war, nicht früher muslimische Gemeinden und Akteure zu stärken und Strukturen aufzubauen. Jetzt fehlen vielerorts die Partner von muslimischer Seite, die in der Lage sind, solche Projekte professionell durchzuführen“, sagt er. Diese Einsicht habe immerhin dazu geführt, dass jetzt mehr staatliches Geld in diesen Bereich fließen soll. Noch nicht genug, aber ein Anfang sei gemacht. Er blickt auf und grüßt einige Männer, die in den Gebetsraum kommen. Sie setzen sich auf den Teppich, inzwischen hat sich die Sonne dem Horizont genähert. Gebetszeit.

Die Imam Hossein Gemeinde in Wiesbaden wurde 1991 gegründet, 2011 bezog sie diese Räume. Bislang waren es vor allem Akademiker und Geschäftsleute mit iranischer Herkunft, die das Gemeindeleben bestimmten, doch das hat sich mit der Ankunft der vielen Geflüchteten geändert und die Gemeinde ist kaum mehr wiederzuerkennen: Es kommen rund dreimal so viele Gläubige zu den Gebeten und ganz besonders am Donnerstagabend, wenn sich die Gemeinde zum traditionellen schiitischen Wochenendgebet (Bittgebet Dua Kumail) versammelt, wird es oft sehr voll in der Moschee. Die meisten der Neuankömmlinge kommen aus Afghanistan und sie unterscheiden sich auch in sozialer Herkunft von den eingewachsenen Gemeindegliedern. Viele kommen vom Land, waren Bauern und bringen eine ganz andere Tradition und Kultur mit, die auch die Stimmung in der Moschee verändert hat. „Bisher waren wir eher ein spiritueller Ort, jetzt wird die Moschee immer mehr auch zu einem

Heimatersatz. Die Menschen kommen nicht nur zum Gebet her, sondern auch, um gemeinsam zu essen und Landsleute zu treffen“, sagt Dawood Nazirzadeh. Aus der bürgerlichen, iranisch geprägten Moschee ist ein afghanisches Kulturzentrum geworden. Die Imam Hossein Gemeinde ist insofern ein gutes Beispiel dafür, wie sehr die Flüchtlinge auch das islamische Gemeindeleben verändert haben. „Es ist eine große Aufgabe, die Neuankömmlinge in unsere Gemeinde zu integrieren, aber wir bemühen uns“, sagt Shokoh Javanbakht: Wenn sich die Neuankömmlinge erst einmal an das Gemeindeleben gewöhnt hätten, falle es ihnen deutlich leichter, sich im Rest der Gesellschaft zurechtzufinden. Und die Alteingesessenen? „Naja, wir werden uns wohl auch daran gewöhnen, dass unsere Gemeinde heute ganz anders aussieht als früher. Es ist auch nett, dass jetzt bei uns so viel gekocht wird. Wenn nur die afghanischen Schwestern ihre Gerichte nicht so scharf würzen würden!“, sagt sie und lacht.

Die Imam Hossein Gemeinde und die Wiesbadener Akademie für Integration e. V. arbeiten mit vielen Gruppen in Wiesbaden zusammen. Der Leiter der katholischen Erwachsenenbildung, Frank van der Velden, sagt dazu: „Die schiitische Imam Hossein Gemeinde Wiesbaden engagiert sich in der offenen Bildungsarbeit und in der Flüchtlingsbetreuung in der Stadt und ist dabei auf kommunaler Ebene gut vernetzt. Ihre Angebote stehen nicht nur dem eigenen Gemeindepublikum offen, sondern wenden sich an alle Mitbürger. Ich nehme die Gemeinde daher zunehmend als eine wichtige Brücke in die Stadtöffentlichkeit hinein wahr. In diesem Sinne ist sie auch ein regelmäßiger Kooperationspartner der großen christlichen Konfessionen in Wiesbaden, sowohl im Bereich der interreligiösen Begegnung als auch in der gemeinsamen gesellschaftlichen Verantwortung.“

Beispiel 4

Berlin: Alkawakibi Verein e. V. für Demokratie und Menschenrechte

Abdelrahman Alkawakibi war Jurist, islamischer Denker und Reformier. Geboren 1855, gehörte er zu einer angesehenen Familie der sozialen Oberschicht in Aleppo. Er studierte den Islam und beschäftigte sich mit der Frage, warum die islamische Welt im Vergleich zu Europa so ins Hintertreffen geraten war.

Anders als die anderen großen Reformier seinerzeit machte er nicht nur die Verfälschung der Religion und den Verfall der Werte für den Niedergang der einst so einflussreichen Kultur verantwortlich. Als wichtiger Faktor identifizierte er dafür Unterdrückung und Willkürherrschaften. „Die Eigenschaften der Despotie“ ist seine bis heute bekannteste Schrift und die Botschaft ist bis heute aktuell: Er fordert Muslime und Nichtmuslime auf, gemeinsam für Freiheitsrechte einzutreten.

Der Berliner Alkawakibi Verein e. V. knüpft an diese Ideen an. Entstanden ist dieser Verein aus einem Stammtisch syrischer Ärzte. „Wir kennen uns schon lange und haben uns immer mal getroffen, um uns über unseren Beruf und das Leben hier auszutauschen“, so Basel Allozy. Vor 26 Jahren kam er zum Studium nach Berlin und praktiziert heute als Kinder- und Jugendpsychiater und als Psychotherapeut. Mit dem Frühling 2011 wurde aus dem privaten Ärztetreff ein öffentliches Dialogforum für freien Meinungsaustausch und demokratische politische Bildung. „Wir haben dann den Verein gegründet und begonnen, Veranstaltungen und Diskussionen zu organisieren“, so Basel Allozy. Im Mittelpunkt

standen der Arabische Frühling (auch als Arabellion bezeichnet), die Ereignisse in Syrien und die Entwicklung in den anderen Staaten der Arabellion.

„Wir haben bei unseren Diskussionen darauf geachtet, dass wir immer die verschiedenen politischen Lager einbeziehen. Ein großer Schwachpunkt der arabischen Frühlingsrevolution war die Unfähigkeit der Opposition. Sie ließ sich in Lager spalten und war unfähig, sich auf gemeinsame Ziele zu einigen“, erklärt er. Diesen Fehler wollte Alkawakibi Verein e. V. nicht wiederholen. Angesichts der Situation in Syrien, wo sich bis heute auf der einen Seite das Regime von Baschar al-Assad und auf der anderen Seite unter anderem Extremisten vom sogenannten „Islamischen Staat“ gegenüberstehen, habe die Zivilgesellschaft keine Chance. Besonders, wenn diese auch noch in sich in ein eher islamisch und ein eher säkular geprägtes Lager gespalten sei. „Es gibt einen starken Druck auf politische Aktive, Position zu beziehen, sich zu einem der Oppositionslager zu bekennen. Dabei besteht unsere einzige Chance darin, dass sich alle Demokraten zusammenschließen; egal, ob sie nun eher religiös oder eher säkular eingestellt sind“, fasst Basel Allozy zusammen und erinnert an hitzige Debatten bei den Podiumsdiskussionen, die der Alkawakibi Verein e. V. seit Frühjahr 2011 in Berlin veranstaltet.

Basel Allozy, Mitbegründer des Berliner Alkawakibi Verein e. V.



„Leider blieb es aber nicht dabei. Bald schon entgleiste ja der Arabische Frühling und mit den einsetzenden Kämpfen hat sich auch unsere Arbeit als Verein weiterentwickelt“, beschreibt er nachdenklich und senkt den

Blick, rührt Zucker in seine Latte Macchiato. Er sitzt in einem Café in Berlin-Wedding, weiße Tischdecken, anonyme Atmosphäre. Syrien ist nur scheinbar weit weg. Für Menschen wie Basel Allozy sind Deraa, Idlib und Aleppo seit dem Frühjahr 2011 extrem präsent. „Wir haben Spenden gesammelt, Krankenwagen und medizinisches Material gekauft und haben dies in Flüchtlingslager und Krankenhäuser in die Türkei und nach Syrien geschickt, um die Menschen zu unterstützen“, beschreibt er. Er und seine Alkawakibi-Kollegen reisten oft auch mit dem deutsch-syrischen Verein zur Förderung der Freiheiten und Menschenrechte e. V. an die türkisch-syrische Grenze und halfen mit, medizinisches Personal und psychosoziale Fachkräfte auszubilden.

Dann wurden die Kämpfe schlimmer und der Vorsitzende des Alkawakibi Vereins e. V., Bassel Alsaed, begann Gesichtsverletzte zu versorgen. Für schwierige Eingriffe reist er nach wie vor selbst nach Reyhanly in ein Spezialkrankenhaus, ansonsten trainiert er gemeinsam mit einem Kollegen syrische Fachkräfte: künstliche Ohren, Nasen, Augen, Gaumen- und Kieferteile für die Opfer des Krieges. „Diese zweite Phase unserer Aktivitäten ging bald in die dritte über: Ab 2014 kamen immer mehr Syrer nach Deutschland und unter ihnen auch zahlreiche Ärzte“, beschreibt Basel Allozy: Fachkräfte, die Deutschland braucht, um Versorgungslücken vor allem in strukturschwachen Gegenden und in Ostdeutschland zu schließen. Allerdings hatten viele dieser syrischen Ärzte, als sie dann tatsächlich nach Deutschland kamen, zunächst mit der deutschen Bürokratie zu kämpfen. Wie bekomme ich meine Zulassung? Wieviel Deutsch muss ich können? Welche Papiere muss ich dafür vorlegen?

In der Praxis stellen sich diese Fragen noch deutlich komplizierter, denn jedes Bundesland, jede Fachrichtung hat eigene Vorschriften und diese haben sich zudem im Laufe der Zeit verändert und wurden verschärft. Was machen die Neuankömmlinge? Sie fragen die syrischen Ärzte, die es geschafft haben. Basel Allozy und Bassel Alsaed unterstützen die Selbsthilfegruppe der neuen Mediziner aus Syrien. Bald spricht sich herum, dass diese Gruppe für viele eine gute Starthilfe ist. Basel Allozy und seine Kollegen machen in dieser Situation das Nahe-

liegende: Sie richteten WhatsApp-Gruppen und eine Infowebseite ein. Damit ist das entstanden, wofür der Alkawakibi Verein e. V. bundesweit bekannt geworden ist: eine Hilfsorganisation für syrische Ärzte, effektiv und praxisorientiert. 450 Mitglieder weisen diese Gruppen derzeit auf. Wer mitmachen will, kann sich bewerben mit Lebenslauf und Empfehlungsschreiben eines Mitglieds. „Manche melden sich schon vor ihrer Abreise aus Syrien bei mir, erkundigen sich, welche Papiere sie mitbringen müssen. Das ist empfehlenswert, denn inzwischen ist es sehr schwer, syrische Dokumente im Ausland beglaubigt zu bekommen. „Die syrische Botschaft in Berlin macht das nicht mehr, leider auch nicht die Botschaft in Libanon oder in der Türkei“, sagt er. Andere melden sich erst, wenn sie schon angekommen sind, suchen nach Rat und Anleitung.

»Angesichts des anwachsenden Rassismus und der Angriffe auf Muslime und muslimische Einrichtungen muss man sich schon überlegen, ob man sich als Arzt in Ostdeutschland niederlassen möchte.«

Die Bestimmungen, welche Qualifikationen die Ärzte vorweisen müssen, sind jedoch nicht die einzige Hürde. Um als Arzt in Deutschland zu arbeiten, müssen die Bewerber mindestens das Level B2 beziehungsweise sogar C1 in ihren Sprachkursen erreichen. Für viele ältere Ärzte und solche, die von der Flucht traumatisiert sind, kann dies eine hohe Hürde sein. Basel Allozy kennt sich aus: Als Psychiater arbeitet er oft mit Traumapatienten und er hat die Fachgruppe „Balsam für die Seele“ gegründet, die sich mit ihren sprachlichen und interkulturellen Kompetenzen besonders mit Geflüchteten aus Syrien beschäftigt. Kinder und Jugendliche werden betreut und ihnen wird geholfen, sich in der Schule oder im Kindergarten zurechtzufinden. „Balsam für die Seele“ berät aber auch Fachkräfte, Lehrer und Therapeuten.

Inzwischen ist auch bei den Ärzten die große Welle der Neuankömmlinge erst einmal vorbei. Nur noch ab und zu meldet sich ein frisch angekommener Kollege bei Alkawakibi Verein e. V. Dadurch haben sich auch die Diskussionsthemen auf WhatsApp verändert. Zunehmend geht es in den Diskussionen darum, was bei der Niederlassung als Arzt oder Anstellung in einem Krankenhaus zu beachten ist. Es geht aber auch darum, welche deutschen Städte zu empfehlen sind. „Angesichts des an-

wachsenden Rassismus und der Angriffe auf Muslime und muslimische Einrichtungen muss man sich schon überlegen, ob man sich als Arzt in Ostdeutschland niederlassen möchte. Besonders, wenn man eine Frau ist und Kopftuch trägt oder Kinder vorhanden sind“, sagt er.

In der Ärzte-WhatsApp-Gruppe herrschen strenge Regeln. So ist die Diskussion etwa strikt auf professionelle Fragen beschränkt. „Politik hat hier nichts zu suchen“, sagt Basel Allozy. Auf diese Art solle die Gruppe allen Ärzten aus Syrien und auch aus den Nachbarstaaten offenstehen, die nach Deutschland kommen, egal, zu welcher politischen Richtung sie gehören. „Wer über Politik diskutiert, fliegt hinaus“, sagt er. Allerdings betreibt Alkawakibi Verein e. V. auch noch andere Gruppen und in denen geht es durchaus um Politik. „Ich persönlich bin ja davon überzeugt, dass der arabische Frühling nicht gescheitert ist. Er ist vielmehr in einer schwierigen Phase und es geht jetzt darum, Wege zu finden und eine neue alternative Ordnung zu schaffen, die auf Freiheit und Demokratie basiert“, sagt er. Genau deswegen sei die Diskussion jetzt so wichtig. Es gehe darum, Vertreter der verschiedenen politischen Lager zu vereinen und das Exil in Europa spiele dabei eine wichtige Rolle, da in Berlin, Hamburg und Stuttgart inzwischen viele Intellektuelle aus Syrien leben und diese sich hier deutlich freier und unabhängiger als in Syrien über die Zukunft Gedanken machen können. Auch in dieser WhatsApp-Gruppe herrschen strenge Regeln: Wer die anderen nicht respektiert, diskriminiert oder beleidigt, wird ausgeschlossen. Für viele Syrer in Deutschland spielt diese Gruppe eine wichtige Rolle. Sie verbindet das alte Leben mit dem neuen.

Basel Allozy ist schon seit 26 Jahren in Deutschland. Er kam direkt nach dem Abitur, um hier Medizin zu studieren, hat hier sein Staatsexamen gemacht und promoviert. Die Probleme, mit denen jetzt die syrischen Ärzte bei der Anerkennung ihrer Qualifikationen zu kämpfen haben, kennt er deswegen nicht aus eigener Erfahrung. Dafür hat er mit anderen Hürden zu kämpfen: „Man muss leider sagen, dass es in Deutschland Rassismus gibt und auch Diskriminierung“, sagt er. Zudem mache es ihm zu schaffen, dass Deutschland sich bei der Aufnahme der Geflüchteten so schwertut: „Es läuft viel schief“, sagt er. So halte er

es für regelrecht gefährlich, dass Deutschland so viele Flüchtlinge aufgenommen habe, sich nun aber nicht gebührend um sie kümmere. „Die Menschen, die seit Monaten in Hallen leben müssen, die vernachlässigt werden und ihre Tage, Wochen und Monate mit Warten verbringen, sind frustriert und dieser Frust ist ungesund und für den gewünschten Integrationsprozess schädigend“, sagt er.

Besonders schwierig sei die Lage für die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge. Alkawakibi Verein e. V. berät die Betreiber eines Heimes in Berlin. „Viele von den Jugendlichen wurden von ihren Familien geschickt, damit sie nicht alle den gefährlichen Weg übers Meer nehmen müssen. Die Jungen sollen hier Asyl beantragen und dann – so die Hoffnung – den Rest der Familie im Rahmen der Familienzusammenführung auf legalem Wege ohne Schlepper und Todesängste vor dem Ertrinken im Meer hinterherholen“, beschreibt Basel Allozy. Allerdings gestalte sich dies zunehmend schwierig und die Jugendlichen fühlten sich einsam, verunsichert und verlören die Hoffnung. Viele plage auch das schlechte Gewissen, wenn sie die Bilder aus Syrien sehen. Wieso sitzen sie hier in Sicherheit und die Familie ist in Gefahr? Manche der Jungen wollten deswegen lieber zurück. Doch dies sei nach deutschem Recht nicht möglich. „Viele Jugendliche haben so das Gefühl, in einer aussichtslosen Lage zu sein und man darf nicht vergessen: Das sind Jugendliche, die sowieso in einer schwierigen Lebensphase sind“, sagt Basel Allozy und warnt vor den Konsequenzen. Ihm geht es also nicht nur darum, die Debatte in Syrien zum Thema Demokratie und Menschenrechte anzufachen, auch die Lage in Deutschland wird zunehmend zu einem Thema für ihn.

Alkawakibi Verein e. V. wurde mit mehreren anderen Vereinen und Initiativen vom Berliner Integrationsbeauftragten, Andreas Germershausen, als beispielgebendes Projekt muslimischer Akteure in der Flüchtlingsarbeit benannt. Alkawakibi e. V. hat Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit verschiedenen politischen Stiftungen und im Berliner Abgeordnetenhaus veranstaltet.

Beispiel 5

Merseburg: El-Furkan Moschee, das Interkulturelle Zentrum und das Wohnheim für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge

Ein Junge fährt schlingelnd Fahrrad. Er übt sich im Freihändigfahren. Ein anderer steht dabei und feuert ihn an. Das Rad kippt, der Junge fängt sich im letzten Moment und beide Jungen lachen. „Na, das geht ja schon. Also, fast!“, sagt Daniel Stahnke und knufft die Jungen liebevoll in die Seite. Die Jungen kommen aus Afghanistan, unbegleitete Minderjährige.

Daniel Stahnke ist ihr Sozialpädagoge und arbeitet in der Unterkunft für unbegleitete Minderjährige in Merseburg/Sachsen Anhalt. Eigentlich ist Daniel Stahnke jedoch noch viel mehr und auch die Unterkunft ist nicht einfach eine Unterkunft wie jede andere. Sie ist im umgebauten Hotel Dessauer Hof gelegen, in dem zugleich das Interkulturelle Zentrum und die einzige Moschee von Merseburg untergebracht sind.

Daniel Stahnke ist zugleich Sozialarbeiter, Leiter des Interkulturellen Zentrums, Mitbegründer des El-Furkan Moscheevereins und überhaupt die gute Seele des ehemaligen Hotels. Mit Handschlag und drei Umarmungen begrüßt er Asmir Kosuta, den Vorsitzenden des Moscheevereins, der wegen des Krieges aus Ex-Jugoslawien fliehen musste. Durch seinen Optimismus und unendlich viele Arbeitsstunden hat Amir Kosuta das Zentrum zu dem gemacht hat, was es heute ist. Beide tragen ein paar Stühle in den Hof hinter dem Hotel und beginnen zu erzählen. Daniel Stahnke stammt eigentlich aus Thüringen, lebt aber bereits seit

zehn Jahren in Merseburg, sitzt dort fast ebenso lange für die SPD im Stadtrat; derzeit ist er Vorsitzender des Bildungsausschusses. Vor fünf Jahren konvertierte er zum Islam und engagiert sich seitdem dafür, dass auch der Islam in Merseburg einen Platz hat. Bis 2014 gab es in der 35.000-Einwohner-Stadt aber nicht mehr als ein, zwei Handvoll Muslime. Es waren Bosnier, ein paar Syrer und Ägypter, die schon lange hier lebten. Es entstand der Wunsch nach religiöser Erziehung für die Kinder und so wurde ein Raum angemietet. Er diente als Gebets- und Unterrichtsraum. „Uns ist es wichtig, dass die Kinder wissen, wo wir herkommen“, so Asmir Kosuta, der vor 17 Jahren nach Merseburg kam.

Ab 2014 wuchs der Bedarf an einem Gebetsraum. Immer mehr Flüchtlinge kamen. Viele von ihnen aus Somalia und Eritrea und schnell wurde der Raum zu klein. „Als ich den Gebetsraum Anfang 2015 besuchte, hätte ich fast geweint. Da waren fast 30 Leute und sie beteten auf 20 Quadratmetern. Das geht doch nicht“, sagt Asmir Kosuta. Der 39-jährige Bauingenieur mit dem Vollbart ist ein Mann der Tat und er fasste



Der umgebaute Dessauer Hof:
im Interkulturellen Zentrum
ist auch die einzige Moschee
von Merseburg untergebracht

einen Entschluss: „Ich habe den Leuten da an Ort und Stelle versprochen, dass wir noch bis zum Ramadan eine ordentliche Moschee haben“, sagt er. Ein ehrgeiziges Ziel. Sofort machte er sich auf die Suche und stieß auf den Dessauer Hof. Einstmals war dieser eine der ersten Adressen in Merseburg. Als Asmir Kosuta das Gebäude im März 2015 er-

warb, war es jedoch nicht viel mehr als eine Ruine. Mit vereinten Kräften ging er mit seinen Mitstreitern aus der Gemeinde ans Werk. „Ich gebe zu, ich war gegen das Projekt, ich dachte, wir übernehmen uns“, sagt Daniel Stahnke. Asmir Kosuta winkt ab: „Ja, ja, aber wir haben es trotzdem hinbekommen!“, sagt er.

Tatsächlich war im Juli 2015, pünktlich zum Ramadan-Beginn, der Gebetsraum im Erdgeschoss soweit renoviert, dass die Gläubigen sich hier versammeln konnten. „Wir waren inzwischen so 50 bis 80 Leute, die hier zusammenkamen, und es war reichlich Platz für alle. Wir dachten, dass wir mit den Räumen nun erst einmal die nächsten Jahre hinkommen“, beschreibt Daniel Stahnke und zeigt wieder dieses Lächeln, mit dem er andeutet, wie leicht man sich irren kann. Es kamen weitere Flüchtlinge und schon bald platzte der Raum wieder aus allen Nähten. 300 Betende zählen Daniel Stahnke und Asmir Kosuta jetzt an vielen Freitagen. So wurde als Nächstes der ehemalige Schankraum des Hotels ausgebaut. Hier ist eigentlich das Interkulturelle Zentrum untergebracht und der Raum wird für Diskussionsveranstaltungen, Treffen zwischen den Religionen und Sprachkurse genutzt. Das Interkulturelle Zentrum wird von Daniel Stahnke geleitet: „Wir haben das hier unter uns aufgeteilt. Kosuta ist der Vorsitzende des Moscheevereins und hat den linken Teil des Erdgeschosses und ich bin der Vorsitzende des Interkulturellen Zentrums und das ist im rechten Teil untergebracht“, so Daniel Stahnke.

Die Gemeinde, die es erst seit 2015 offiziell gibt, ist in der kurzen Zeit nicht nur extrem gewachsen. Auch ihre Zusammensetzung hat sich verändert. Als größte Gruppe wurden die Schwarzafrikaner nun von Afghanen und Syrern abgelöst. Der Dessauer Hof ist wieder zu einer ersten Adresse geworden: Viele Geflüchtete, die 2015 nach Merseburg kamen, finden hier einen Anlaufpunkt. Neben Gebet und Seelsorge gibt es auch Sprachkurse und Hilfe bei Behördengängen und Wohnungssuche. Das alles spielt sich im Erdgeschoss ab.

Der Dessauer Hof hat aber noch drei weitere Etagen. „Was wir mit dem Platz und mit den vielen Räumen machen sollen, dazu haben wir immer wieder neue Ideen entwickelt“, sagt Daniel Stahnke: Zunächst sei

geplant gewesen, ein Modellprojekt zu entwickeln, wie Migranten und Einheimische zusammenwohnen können: „Wir dachten, wir vermieteten die Zimmer zu gleichen Teilen an Studenten und an Flüchtlinge und andere Migranten und zeigen dadurch, dass ein Zusammenleben ganz normal möglich ist“, erinnert er sich. Diese Idee präsentierte die Gemeinde dann auch im Sommer 2015 bei einem Tag der offenen Tür: „Von Anfang an setzten wir darauf, unsere Nachbarn einzubeziehen. Natürlich ist uns klar, dass so ein neues islamisches Zentrum für viele gewöhnungsbedürftig ist. Also laden wir die Leute immer wieder ein“. Bevor es allerdings richtig losging mit der Renovierung der oberen Etagen, nahm die Zahl der Flüchtlinge, die nach Merseburg kamen, immer weiter zu. Die Stadt war auf der Suche nach Unterbringungsmöglichkeiten und trat an die Muslime heran. Das alte Hotel sollte Asylbewerberheim werden. „Das wäre sicher kompliziert geworden und zum Glück kam es nicht dazu. Stattdessen wandte sich ein Bildungsträger an uns und im Dezember 2015 gingen wir in die Planung, unser Haus für die Unterbringung von unbegleiteten Minderjährigen aus Afghanistan zu nutzen. Das gefiel uns natürlich sehr gut“, sagt Daniel Stahnke und verweist auf islamische Gebote, die den Gläubigen ganz besonders die Sorge um Waisenkindern ans Herz legt.

Asmir Kosuta änderte die Renovierungsplanung und begab sich auf eine Reise durch die Republik – Geld sammeln: „Das ging schnell. Wenn man sagt, dass man ein neues islamisches Zentrum aufbauen will, sich um Waisenkinder kümmert und das auch noch in Merseburg, einer der ältesten Städte Deutschlands, die aber bislang keine Moschee hatte, da ist es leicht, Spenden zu bekommen“, beschreibt er. Innerhalb weniger Wochen und unter Mithilfe vieler Freiwilliger wurden die Zimmer des ehemaligen Hotels renoviert. Heizung und Elektrik wurden erneuert und ein Jahr, nachdem die Gemeinde das Haus erworben hatte, bezogen die ersten Jugendlichen ihre Zimmer. Ende 2016 wurde dann auch die dritte Etage fertig renoviert, sodass inzwischen fast 30 Jungen im Dessauer Hof wohnen.

Offiziell ist die Gemeinde nur Vermieterin der Räume. Betrieben wird das Heim für unbegleitete Flüchtlinge von einem kommerziellen Bil-

Träger. Im Alltag allerdings verschwimmen die Grenzen: So arbeitet Daniel Stahnke als Sozialarbeiter bei dem Bildungsträger und die Jugendlichen sind ganz selbstverständlich Teil der Gemeinde. „Wir drängen sie nicht und locken sie nicht. Das ist ja auch ein heikles Thema und wir werden da genau beobachtet. Doch natürlich dürfen die Jugendlichen bei uns beten und viele halten sich gerne in der Moschee auf“, so Daniel Stahnke. Die Jungen seien zum großen Teil Halbwaisen. Die Taliban hätte ihre Väter getötet und ihre Mütter hätten die ältesten Söhne dann weggeschickt, damit nicht auch sie getötet oder zum Kämpfen gezwungen wurden. „Natürlich sind sie zum Teil von diesen Erfahrungen traumatisiert und einige haben auch ein sehr gespaltenes Verhältnis zur Religion. Auf der einen Seite sind viele von ihnen oft von ihren Eltern durchaus religiös erzogen worden. Auf der anderen Seite haben sie gesehen, was Menschen anderen im Namen der Religion antun“, sagt Daniel Stahnke.

„Die Erfahrung mit den Jugendlichen zeigt sehr deutlich, wie wichtig ein gesundes Verhältnis zum Glauben für die Geflüchteten ist. Der Islam gibt ihnen Halt und psychologische Stabilität, um mit der schwierigen Lage, in die sie durch Flucht und die Ankunft in einer so fremden Umgebung geraten sind. Ich finde, es zeigt sich deutlich, dass die Jungen, die ihren Glauben praktizieren, sehr viel leichter im Umgang sind und besser mit der Situation fertigwerden“, sagt Daniel Stahnke. Sie lernten schnell Deutsch, fänden sich auch in der neuen Umwelt, in der Schule und auch in der Wohngruppe besser zurecht.

Doch er weiß auch, dass es auch anders laufen kann. Allzu oft gerieten muslimische Jugendliche auf die schiefe Bahn, glitten ins Drogenmilieu oder in die Kriminalität ab, beschreibt er. Diese Jugendlichen, die eigentlich in erster Linie auf der Suche nach einem Ziel im Leben seien und Anleitungen suchten, wie die Krise zu meistern ist, wären oft ansprechbar für radikale Ideen. „Da kommt dann einer und fordert sie auf, auf den rechten Weg zu kommen und macht ihnen ein schlechtes Gewissen. Die Jugendlichen wollen dann ihre vergangenen Sünden wiedergutmachen. Da sie nicht genug Wissen über den Islam haben, können sie den Radikalen argumentativ nichts entgegensetzen

und sind dann womöglich bereit, sich von ihnen einspannen zu lassen“, so Daniel Stahnke.

Zum Glück seien seine 30 Jungen aus Afghanistan hier im ehemaligen Dessauer Hof von diesem Problem nicht betroffen. Sie sind voll und ganz damit beschäftigt, Deutsch zu lernen, Freunde in ihren neuen Schulen zu finden und ihren Alltag zu gestalten.

Daniel Stahnke hat auch noch nicht beobachtet, dass sich Radikale ihnen genähert hätten, doch er will auf Nummer sicher gehen und zudem zeigen, dass er das Thema Radikalisierung ernst nimmt. Er hat ein Projekt entwickelt und Fördergelder eingeworben, um seine Jugendlichen mit Jungen aus Merseburg zusammenzubringen. Eine gemeinsame Campingfreizeit am Tagebausee haben sie bereits hinter sich.

„Es war eine gute Reise und für alle Beteiligten ein Erlebnis.“, fasst Daniel Stahnke zusammen. Es habe sich gezeigt, dass Fortbildung zum Thema Toleranz und Umgang mit Andersgläubigen dringend erforderlich ist, allerdings weniger bei den Jugendlichen, sondern vielmehr bei den Erwachsenen.

»Da gibt es die Tendenz, alles auf den Islam zu schieben. Wenn die Jugendlichen verschlafen und nicht aufstehen wollen, dann hat das doch nichts mit der Religion zu tun, sondern damit, dass sie einfach Jugendliche sind.«

„Da gibt es die Tendenz, alles auf den Islam zu schieben. Wenn die Jugendlichen verschlafen und nicht aufstehen wollen, dann hat das doch nichts mit der Religion zu tun, sondern damit, dass sie einfach Jugendliche sind“, sagt er. Die Jugendlichen untereinander, die Afghanen und die gleichaltrigen Deutschen, hätten sich eigentlich gut verstanden. „Vielleicht kamen aber manche Konflikte auch nicht so zutage. Beim nächsten Mal werden wir nur die 15- bis 16-Jährigen mitnehmen und bis dahin können die auch besser Deutsch. Da sieht das vielleicht schon ganz anders aus. Aber wir wollen ja gerade mit den Jugendlichen arbeiten“, sagt er. Dieses Projekt wird vom Multikulturellen Zentrum in Dessau betreut und mit Geldern aus dem Programm „Demokratie Leben!“ vom Bundesfamilienministerium gefördert.

Offiziell geht es hier um Prävention gegen Radikalisierung. Eigentlich geht es aber vor allem darum, den Jungen aus dem ersten Stock etwas

von Deutschland zu zeigen, sie mit Gleichaltrigen in Kontakt zu bringen und eine intensive Zeit miteinander zu verbringen. Nur so kann ihre Integration vorankommen.

Die Gemeinde in Merseburg ist sicherlich kein typisches Beispiel für muslimische Flüchtlingsarbeit: Es sind viele Zufälle zusammengekommen, die erst dazu geführt haben, dass in einer Kleinstadt in Sachsen-Anhalt, in der es nie eine muslimische Gemeinde gab, auf einmal ein großes islamisches Zentrum entstanden ist, das in enger Zusammenarbeit mit der Kommune sogar in seinen Räumen ein Heim für afghanische Jugendliche beherbergt. In dieser ostdeutschen Provinz sind die Veränderungen, die Deutschland im vergangenen Jahr erlebt hat, deutlicher zu sehen als anderswo: zum Beispiel in der Innenstadt von Merseburg. Hier standen früher viele Geschäfte leer, Wohnblocks sollten schon in den sogenannten „Rückbau“ überführt werden. Heute sind viele davon wieder vermietet. Kinder spielen auf der Straße, Jugendliche lungern auf dem Bahnhofsvorplatz. Nicht allen ist dieses neue Leben in Merseburg geheuer, umso beachtlicher ist es, dass die Merseburger Muslime es geschafft haben, gute Beziehungen in die Nachbarschaft aufzubauen. Außer kleineren Zwischenfällen und ein paar Beschwerden wegen Ruhestörung hat es keine Probleme gegeben. Das will schon etwas heißen, im Jahr 2016 in Sachsen-Anhalt.

Auch von der Stadtverwaltung von Merseburg wird die Gemeinde gelobt. Auf Anfrage heißt es in einer E-Mail der Pressestelle: „Seit der Gründung der Muslimischen Gemeinde Merseburg e. V. im Mai 2016 ist uns keine Anfeindung bekannt. Insofern teilen wir die Meinung, dass ein sehr friedliches und freundliches Miteinander zwischen Muslimischer Gemeinde und der Umgebung besteht. Wir denken, dass die Gemeinde ein repräsentatives Beispiel guter Arbeit mit Geflüchteten ist.“

Beispiel 6

Zuffenhausen: Patenschaftsprojekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ – DITIB Landesverband Württemberg

Zuffenhausen: Die Straße vom Bahnhof führt zwischen Einfamilienhäusern hindurch. Eine typisch schwäbische Kleinstadt im Umland von Stuttgart: Klingelschilder und auch die Werbetafeln an den Gebäuden tragen mehrheitlich türkische und osteuropäische Namen – und die Restaurants heißen Dionysos und Seoul City.

In der Hauptstraße neben Biomarkt, Schuhgeschäft und Drogeriekette findet sich das Büro der Türkisch-Islamischen Union der Anstalt für Religion e. V., kurz DITIB, Landesbüro Württemberg. Büroatmosphäre. Aysun Pekal holt noch schnell einen Aktendeckel und ein Notizbuch von ihrem Schreibtisch, geht dann in den angrenzenden Konferenzraum und begrüßt die sieben Frauen, die dort auf sie warten. Das Patenschaftsprogramm „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ steht auf der Tagesordnung. Wie geht es voran? „Hier haben wir Kornwestheim und das ist Wernau am Neckar“, stellt sie vor und deutet jeweils auf die Frauen, die aus diesen Moscheegemeinden gekommen sind.

Aysun Pekal ist Regionalbeauftragte von DITIB, zuständig für die Durchführung des Patenschaftprojektes. Es ist das erste größere Flüchtlingshilfsprojekt, das muslimische Akteure mit staatlichen Geldern umsetzen. Fünf Millionen Euro hat das Bundesfamilienministerium im Rahmen des Programms „Menschen stärken Menschen“ bereitgestellt.

Bundesweit sollten 25.000 Patenschaften gestiftet werden. DITIB übernimmt mit den weiteren Kooperationspartnern, dem Zentralrat der Marokkaner in Deutschland und der Ahmadiyya Muslim Jamaat 3000 davon. „Im Februar 2016 ging es los. Es wurden zunächst die notwendigen Strukturen geschaffen, insgesamt 13 Regionalbeauftragte ernannt und geschult. Im März haben wir dann die Arbeit vor Ort aufgenommen“, so Aysun Pekal. Die 34-Jährige ist schon seit fünf Jahren ehrenamtlich für DITIB tätig und kannte deswegen schon viele der aktiven Frauen in ihrer Region. „Diese hier kenne ich schon sehr lange. Sie waren schon immer vorbildlich aktiv“, sagt sie und deutet auf Emine Vural und die



DIBIT-Ausflug mit „Memory“.

beiden anderen Frauen der Ayasofya Moschee in Kornwestheim: „Und Ihr in Wernau zählt ja auch zu denen, die sich stark engagieren“, ergänzt sie dann und lächelt Sema Atas und Cigdem Cicek zu, die auf der anderen Seite des Tisches sitzen.

„Als ich meine Stelle als Regionalbeauftragte antrat, habe ich die Gemeinden zunächst kontaktiert und wollte ihnen über das neue Patenschaftsprojekt

berichten. Da stellte ich fest, dass die Damen schon längst aktiv sind und im Prinzip schon etwas machen, was ziemlich genau unserer Projektbeschreibung entspricht“, sagt sie. So hatten die Frauen der Moscheegemeinden Geflüchtete in den Unterkünften in ihrer Umgebung besucht und ihnen geholfen, die Schwierigkeiten des Ankommens zu bewältigen: Schulsuche, Behördengänge, Arztbesuche und was man sonst so braucht. Erste Freundschaften waren auch entstanden. „Statt meine Werbetour fortzusetzen, um das Projekt bekanntzumachen, habe ich dann zunächst eine Bestandsaufnahme gemacht und festgestellt,

dass die Arbeit eigentlich schon läuft und wir anfangen können, sie zu professionalisieren“, sagt sie.

Das DITIB-Patenschaftsprojekt sieht vor, dass einzelne Aktive aus den DITIB-Gemeinden Patenschaften für Geflüchtete übernehmen. Um die Beziehung zu festigen und der Hilfe eine gewisse Verbindlichkeit zu geben, werden Patenschaftsverträge abgeschlossen. In einer dreiseitigen Erklärung legen darin Paten und die sogenannten Mentees fest, wie oft sie sich treffen, wer wen kontaktiert, damit sie sich verabreden, und was das Ziel der Beziehung ist. Zudem verpflichten sie sich zu Vertraulichkeit. Der zweisprachige Vertrag dient dazu, die Arbeit des Patenschaftsprojekts messbar zu machen. Dies ist wichtig, denn schließlich ist dieses Projekt mit öffentlichen Geldern finanziert und da gilt es, Erfolge mit Zahlen zu belegen

Aber auch für die praktische Arbeit der Paten macht es Sinn, die Beziehungen zwischen Geflüchteten und Helfern zu formalisieren. So kann es den Kontakt mit Behörden, Schulen und anderen offiziellen Stellen erleichtern, wenn die freiwilligen Helfer als offizielle Paten auftreten können.

Die Verträge haben auch noch einen weiteren Vorteil: Es wird klarer, wer sich um wen kümmert. Auf diese Weise soll verhindert werden, dass sich zu viele Aktive um einen einzelnen Geflüchteten oder eine Familie kümmern und durch zu viele Anrufe bei den Behörden für Chaos und Missverständnisse sorgen. „Das ist etwas, was die Arbeit tatsächlich behindert: Da engagieren sich dann mehrere Aktive für einen Geflüchteten und sie wissen nichts voneinander“ erzählt Sema Atas. Der Vertrag hat jedoch auch einen Haken: „Es ist manchmal etwas komisch, wenn man jemandem hilft und sich auch schon halbwegs mit ihm angefreundet hat und ihm dann plötzlich diesen Vertrag vorlegt. Aber, wenn man es gut erklärt, dann sind sie auch bereit zu unterschreiben“, sagt die Studentin Cigdem Cicek. Sie und die Schülerin Sema Atas, beide aus der DITIB-Gemeinde in Wernau, sind oft zusammen unterwegs: „Viele sind sehr misstrauisch, was das Unterschreiben von Verträgen angeht. Damit haben sie ja auch Recht. Aber sie sagen dann: Okay, Ihr

hilft uns so viel, dann helfen wir Euch auch und machen den Vertrag“, sagt Sema Atas.

Das Projekt hat mit dem Islam zunächst wenig zu tun: Viele Organisationen und Wohlfahrtsverbände in Deutschland bieten solche Patenschaften an. Das Besondere an dem Projekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ ist, dass es sich gezielt an die Gemeindemitglieder der beteiligten islamischen Organisationen richtet. In erster Linie geht es dabei darum, die Hilfe für die Geflüchteten zu verbessern und durch

»Natürlich helfen wir den Geflüchteten, weil wir gerne helfen und weil dies unsere Pflicht als Muslime ist.«

gezielte Einzelbetreuung deren Integration zu beschleunigen; aber nicht nur. Es geht zugleich darum, die Strukturen der Sozialarbeit der muslimischen Gemeinden zu stärken und die Arbeit zu professionalisieren. Dies passt zu dem im Rahmen der Deutschen Islamkonferenz ausgegebenen Ziel, möglichst schnell einen beziehungsweise mehrere islamische Wohlfahrtsverbände zu gründen und die Sozialarbeit der muslimischen Organisationen insgesamt zu verbessern. Die Förderung der ehrenamtlich Aktiven in der Flüchtlingshilfe ist ein Schritt in diese Richtung.

Im Rahmen des Projektes „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ wird die Arbeit dieser Organisationen gewürdigt und sie bekommen Schulungen. Die ersten Schulungen hatten eher den Charakter von Informationsveranstaltungen. Dann sollen inhaltliche Schulungen folgen. Den Paten sollen die Grundlagen von Sozialarbeit und Pädagogik vermittelt werden. Gerade jugendliche Paten sollen darin geschult werden, wie sie mit geflüchteten Kindern umgehen, damit sie wissen, was sie mit ihnen unternehmen können und was sie lieber nicht machen sollten. „Rechtsberatung sollen die Paten nicht machen, dafür haben wir Profis. Doch sie sollen natürlich wissen, welches Amt für was zuständig ist und was sie machen, wenn sie auf stark traumatisierte Menschen stoßen“, sagt Aysun Pekal.

Regelmäßige Schulungen und Treffen sollen zudem die Möglichkeit zum Erfahrungsaustausch bieten. Gesprächsrunden wie jetzt im Konferenzraum in DITIB-Büro sind für die beteiligten Frauen wichtig. Hier können

die Frauen aus Kornweststadt von einem Besuch bei geflüchteten Frauen berichten, die in einem heruntergekommenen Hotel in ihrer Nähe untergebracht sind, und die Frauen aus Wernau beschreiben, wie sie den kürzlich mit einer Gruppe von Geflüchteten unternommenen Ausflug an den Bodensee organisiert haben.

Das Besondere an dem Projekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ ist zudem, dass gerade wegen der Beteiligung von DITIB vor allem türkische Gemeinden involviert sind. Während viele arabisch geprägte Moscheen schon wegen der sprachlichen und kulturellen Nähe oft sehr aktiv in der Hilfe für Geflüchtete sind, sind viele türkische Gemeinden eher zurückhaltend. „Natürlich helfen wir den Geflüchteten, weil wir gerne helfen und weil dies unsere Pflicht als Muslime ist“, sagt die Hausfrau Fatma Epcimoglu. Sie beschreibt, wie sie erst skeptisch war, als Emine Vural, die Vorsitzende der Frauenabteilung ihrer Gemeinde in Kornwestheim, sie ansprach und aufforderte, mit in die Flüchtlingsunterkunft zu kommen. „Mir ging das ähnlich. Man liest ja so viel in der Zeitung und da hatte ich Angst, dass mir etwas passieren könnte“, erzählt Dilara Vural, die 18-jährige Tochter von Emine Vural.

Die Bedenken und Ängste verschwanden, nachdem die Frauen das erste Mal in die Flüchtlingsunterkunft gingen: „Ich hatte meine Kinder mitgenommen und es war toll, wie sie sich sofort mit den Kindern dort anfreundeten; und das, obwohl sie ja kein Arabisch können und sich mit den Kindern nicht unterhalten konnten“ sagt Fatma Epcimoglu. „Für mich war der Besuch sehr emotional. Ich habe mir vorgestellt, dass ich ja auch in eine solche Lage kommen könnte und dann wäre ich auch froh, wenn mir jemand hilft“, sagt Dilara Vural und fügt dann noch hinzu: „Meine Bedenken waren natürlich auch völlig unbegründet. Das sind ja ganz normale Menschen!“ Ihre Mutter beschreibt, wie sie mit einem großen Buch zu den Geflüchteten geht und auflistet, was gebraucht wird. Töpfe, Decken, Kinderkleidung: Das Benötigte wird dann in der Gemeinde beschafft und in die Unterkunft geliefert.

Hin und wieder kommen auch Geflüchtete in die Moscheen. Schließlich sind in vielen kleineren Städten und Ortschaften, in denen vie-

le Geflüchtete untergebracht sind, wenn überhaupt, dann vor allem DITIB-Moscheen zu finden. Mit 860 Gemeinden und insgesamt 960 Vereinen ist DITIB der größte islamische Verband in Deutschland und unterhält ein fast flächendeckendes Netz von Moscheen. Während die Geflüchteten in arabischen Gemeinden, die aber fast ausschließlich in den größeren deutschen Städten zu finden sind, schnell als Mitglieder integriert werden und – wie am Beispiel der anderen Gemeinden, die in dieser Broschüre porträtiert sind – auch das Gemeindeleben stark verändert haben, spielen die Geflüchteten in den DITIB-Gemeinden zunächst eine Nebenrolle.

Sie werden wie Gäste behandelt, sind noch keine Mitglieder. „Wir sind da in unserer Haltung ganz klar. Religion soll bei der Hilfe keine Rolle spielen. Wir helfen allen und es hängt nicht davon ab, ob sie Muslime sind oder nicht. Wir würden auch niemanden dazu drängen, zu uns zum Gebet zu kommen“, sagt Aysun Pekal: „Wenn jemand fragt, dann laden wir ihn natürlich ein und auch im Ramadan haben wir für die Geflüchteten gekocht. Ansonsten konzentrieren wir uns jedoch auf den menschlichen Aspekt der Hilfe“, sagt sie. Religion sei da selten ein Thema, sagt auch Sema Atas. Die Schülerin sagt selbst, dass der Islam zwar für sie eine große Motivation sei, sich für die Geflüchteten einzusetzen, er aber in der praktischen Arbeit nur selten zur Sprache komme. „Ich habe eine junge Syrerin mit einem Baby bei mir zu Hause aufgenommen, weil sie schnell aus der Unterkunft herausmusste und keine andere Bleibe hat. Wir wohnen in einem Zimmer, aber wir haben uns noch nie über den Islam unterhalten. Es wäre auch schwer, weil sie noch nicht so viel Deutsch kann“, erzählt sie.

Auch wenn die Geflüchteten in den DITIB-Moscheen noch eher in der Rolle der Besucher auftreten, haben ihre Ankunft und das Projekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ auch in diesen Gemeinden viel verändert: Dort sind es oft die Frauen, die sich besonders engagieren, und ganz offensichtlich macht ihnen die neue Aufgabe Spaß. „Natürlich haben wir alle viel zu tun: Mit drei Kindern und einer Anstellung. Da bleibt wenig Zeit. Dennoch ist es für viele von uns ein gutes und schönes Erlebnis, sich mal in anderer Umgebung für einen guten Zweck zu

engagieren“, sagt Fatma Epcimoglu. „Es ist auch gut, die verschiedenen Aspekte unserer Stadt über die Hilfe für die Flüchtlinge kennenzulernen. Ich zum Beispiel war noch nie vorher in einer Ausländerbehörde gewesen und ein Jobcenter von innen habe ich vorher auch noch nie gesehen“, beschreibt Sema Atas.

Für viele der älteren Frauen, die ihr Leben lang in Deutschland leben, aber sich immer ein wenig am Rande der Gesellschaft gefühlt haben, ist die Arbeit mit den Geflüchteten der Moment, an dem sie feststellen, dass sie doch dazugehören. Indem sie anderen erklären, wie Deutschland funktioniert, bemerken sie, wie gut sie sich selber auskennen. Emine Vural zum Beispiel. Sie lebt seit Jahrzehnten in Deutschland, ihre Kinder sind hier erwachsen geworden, doch auf Deutsch zu kommunizieren, fällt ihr bis heute schwer. Wie kaum eine andere engagiert sie sich für die Neuankömmlinge, zeigt ihnen unter anderem, wie Muslime in Deutschland ihren Glauben leben: „Es ist wichtig, dass wir ihnen zeigen, dass hier Muslime und Christen friedlich miteinander auskommen“, sagt sie und erzählt von gemeinsamen Aktivitäten mit den christlichen Gemeinden in Kornwestheim. Von wegen, nicht integriert. „Wenn Sie jetzt noch Deutsch lernen würden, Frau Vural. Dann wären Sie nicht zu schlagen“, sagt Aysun Pekal und beide Frauen lachen.

»Es ist wichtig, dass wir ihnen zeigen, dass hier Muslime und Christen friedlich miteinander auskommen.«

Sehr positiv wird die Arbeit Emine Vurals und der anderen Ehrenamtlichen auch von der Stadt Kornwestheim gesehen. Auf Anfrage heißt es in einer E-Mail der Pressesprecherin: „Charakteristisch für die Mitglieder der Ayasofya Moschee sind die drei Schlagworte: Teilhabe, Dialogbereitschaft und kultureller Austausch. Diese Schlagworte beschreiben, wie die Gemeindemitglieder in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten auf ihre Mitbürger in unserer Stadt zugegangen sind – und wie sie auch nun auf die Flüchtlinge, die bei uns untergebracht sind, zugehen. Die Gemeindemitglieder haben durch ihre Offenheit und ihre Bereitschaft, ein gemeinsames Miteinander zu schaffen, geholfen, Vorurteile abzubauen. Sie lassen ihre Mitbürger an ihrer Kultur teilhaben und zeigen damit, wie fruchtbar diese Teilhabe sein kann. Und sie haben eine vertrauensvolle Beziehung geschaf-

fen – sei es zu den christlichen Kirchen, der Bürgerschaft insgesamt oder zu Gemeinderat und Stadtverwaltung. Auf dieser Basis konnten viele gemeinsame Projekte verwirklicht werden. Beispielhaft dafür stehen der jährlich stattfindende Tag der offenen Tür in der Moschee und auch das internationale Kinderfest, das seit einigen Jahren ebenfalls dort gefeiert wird. Zudem lässt die Gemeinde bei vielen multikulturellen Veranstaltungen an ihrer Musik, an ihren Folkloretänzen und an ihren kulinarischen Spezialitäten teilhaben. Auch der interreligiöse Dialog wird von den Mitgliedern der Ayasofya Moschee intensiv gepflegt. Ein Beispiel dafür wäre das christlich-muslimische Frauenfrühstück. Seit mehr als einem Jahrzehnt führt dieses Frauen beider Religionen, die in Kornwestheim ihre Heimat gefunden haben, zusammen. Aus gemeinsamen Erlebnissen und Erinnerungen sind tiefe Freundschaften entstanden, die über die Frauen hinaus in die Familien getragen werden. Die Mitglieder der Ayasofya Moschee beteiligen sich an Schulveranstaltungen ebenso wie an Festen, die die Vereine und Institutionen in unserer Stadt gemeinsam ausrichten. Beim vergangenen Fastenmonat Ramadan hat die Gemeinde jeden Tag Flüchtlinge zum Fastenbrechen eingeladen und so täglich zehn bis 15 Flüchtlinge bewirte. Auch werden zu den muslimischen Festtagen die Kinder von Flüchtlingsfamilien beschenkt, was eine wunderbare Geste ist und die Kinderaugen zum Strahlen bringt. Als Stadt sind wir auf das Engagement der Ehrenamtlichen angewiesen, um die große Herausforderung einer erfolgreichen Integration der Flüchtlinge in unsere Gesellschaft zu meistern. Deshalb freuen wir uns, wenn sich auch die Mitglieder der Ayasofya Moschee noch intensiver an der aktiven Begleitung der Flüchtlinge beteiligen.“

Beispiel 7

Goslar: Die Al-Aksa Gemeinde der IGMG und das Bildungs- und Interkulturelle Zentrum e. V.

Es begann mit einem Aufruf des Goslarer Oberbürgermeisters Oliver Junk: Ende Dezember 2014 wandte er sich an die Medien und sagte, dass die Stadt in Südniedersachsen gerne mehr Flüchtlinge aufnehmen würde, als ihr zugeteilt werden. „Anderorts werden Containerunterkünfte gebaut. Bei uns können die Flüchtlinge dezentral sogar in Wohnungen untergebracht werden“, erklärte er in einem TV Interview. Diese Meldung wurde von arabischen Medien aufgegriffen: „Goslar, die deutsche Stadt, die Flüchtlinge sucht“, titelte die Webseite des arabischen Satellitensenders „Al-Arabiya“ und illustrierte die Meldung mit schönen Fotos von Fachwerkidylle, Kopfsteinpflastergassen und Geranien geschmückten Brunnen. „Dieser Aufruf führte dazu, dass ständig neue Leute zu uns kamen“, erinnert sich Isa Cicek, Vorsitzender der Al-Aksa Gemeinde in Goslar.

Der mitteldreißigjährige Chemie-Facharbeiter, der in der Türkei geboren wurde und seit seinem 13. Lebensjahr in Goslar zu Hause ist, hat mehrere Vorstandsmitglieder der Gemeinde und die Aktiven des Bildungs- und Interkulturellen Zentrums e. V. (BIZ) zusammengetrommelt. Im ersten Stock eines historischen Fachwerkhauses sitzen sie bei Tee und Scho-

kokeksen um einen großen Tisch: Rückblick auf zwei bewegte Jahre, die Goslar und auch die Al-Aksa Gemeinde umgekrempelt haben. „Bis vor zwei Jahren war Goslar fast eine Geisterstadt. Wegen der Schließung der Industrie hier in der Gegend sind in den letzten Jahrzehnten immer mehr Leute weggezogen. Nur noch alte Leute blieben zurück“, so Isa Cicek. Der Aufruf des Bürgermeisters habe dann eine erste größere Anzahl von Flüchtlingen nach Goslar gelockt.

„Eigentlich war das gut, aber leider nicht richtig organisiert. Die Leute kamen hier an und wussten nicht wohin. Viele landeten dann erstmal bei uns“, erzählt er. „Wir haben sie dann in der Moschee untergebracht;



Mitglieder der Al-Aksa Gemeinde in Goslar.

zum Teil auch übers Wochenende versorgt. Aber wir hatten natürlich auch Bedenken. Wir kannten die Leute ja nicht“, ergänzt Sami Hamadi, der als Lehrer im BIZ arbeitet. „Wir haben dann das Gespräch mit dem Bürgermeister gesucht. Das war gut, aber leider gab es keine Lösung. Es hieß dann, die Leute sollen nach Braunschweig ins Erstaufnahmelaager“, erzählt er. Die Leute hätten aber nicht nach Braunschweig gewollt.

„Die waren doch extra nach Goslar gekommen, weil das in den arabischen Medien so hervorgehoben wurde. Also haben wir immer wieder

Geld gesammelt, haben Tickets gekauft, dass die Leute zurückfahren können, wo sie hergekommen sind“, wirft Elaaddin Yasaroglu ein. Er ist der Vorsitzende des BIZ und sehr aktiv auch in der Gemeinde. In dieser ersten größeren Welle von Ankommenden seien vor allem Geflüchtete gekommen, die zuvor schon eine Weile in Spanien oder Frankreich gelebt, dort aber keine Perspektive gefunden hatten.

Bald danach begann dann der große Zustrom der Geflüchteten. „Im Frühsommer 2015 rannten die uns hier schon die Bude ein. Es waren viele Syrer gekommen und sie wollten unbedingt Deutsch lernen. Da sie aber noch nicht als Flüchtlinge anerkannt waren, bekamen sie noch keinen Sprachkurs von den Behörden vermittelt“, so Sami Hamadi. Dies war die große Stunde der Zwillingsschwestern Sarah und Ragia Bourmaie. Sie sind in der Gemeinde aktiv, studieren Soziale Arbeit – und wichtiger noch: Da sie aus Algerien stammen, sprechen sie Arabisch. Sie organisierten ein Sommerferienprogramm für die geflüchteten Kinder, in dem sie bis Schuljahresbeginn möglichst viel Deutsch lernen sollten. „Die Neuankömmlinge sind unglaublich motiviert und sie wollten unbedingt möglichst schnell lernen“, sagt Ragia Bourmaie. „Auch die Erwachsenen wollten lernen und wir hatten hier zum Teil bis zu sechzig Leute, die gelernt haben“, sagt Sami Hamadi und deutet auf die Türen, die in die hellen, mit kleinen Schultischen vollgestellten Klassenzimmer führen.

Trotz des großen Namens und obwohl die Al-Aksa Moschee in einer der Hauptstraßen liegt, die in die Altstadt von Goslar führen, ist es nicht leicht, sie zu finden. Von außen sieht das Gebäude fast so aus wie die anderen gepflegten Fachwerkhäuser mit den Butzenfenstern, die so viele Touristen von überall her nach Goslar locken. Nur ein kleines Schild weist darauf hin, dass sich hier eine Moschee befindet. IGMG – Islamische Gemeinschaft Milli Görüs steht darunter. Eigentlich ist dies eine türkische Moschee, doch da es die einzige islamische Gemeinde in der Innenstadt von Goslar ist, war sie schon seit ihrer Gründung Mitte der 90er Jahre eine bunte Mischung von Muslimen mit den unterschiedlichsten Wurzeln. „Wir haben uns daher schon vor Jahren entschieden, die Predigt auch auf Deutsch zu halten“, beschreibt Isa Cicek.

Seit dem vergangenen Sommer wird zusätzlich dazu eine arabische Übersetzung verlesen. An diesem Freitag geht es um Liebe und Respekt zwischen Kindern und Eltern: „Denkt immer daran, was Eure Eltern für Euch getan haben, als Ihr klein wart, und behandelt sie mit dem Respekt, der ihnen dafür zusteht“, liest ein Mann in weißem Gewand vor. Er sitzt etwas erhöht in einer Ecke des mit blaugemusterten Kacheln reich verzierten Gebetsraumes. Seite an Seite sitzen die Männer auf dem Gebetsteppich. Es ist nicht zu übersehen, dass mindestens die Hälfte der Gläubigen, die an diesem Freitag im September zur Predigt gekommen sind, aus Syrien stammen und eher Arabisch als andere Sprachen verstehen. So lauschen sie nun der Ansprache, die vom Mann im weißen Gewand verlesen wird. „Unsere Gemeinde hat sich im vergangenen Jahr sehr verändert“, bestätigt Isa Cicek. Sie ist arabischer geworden und sie ist gewachsen. So wird das frisch renovierte Obergeschoss der Moschee, das eigentlich als Frauengebetsraum gedacht war, nun auch von Männern genutzt. Sonst fänden nicht alle Platz.

Einen Konflikt zwischen den alten und den neuen, so wie ihn manche andere der für diese Studie befragten Gemeinden erleben, gebe es in Goslar nicht. „Es ist klar, dass wir helfen. Das ist ja auch ein religiöses Gebot“, beschreibt Sami Hamadi. Zudem seien auch die Geflüchteten sehr aktiv, setzten sich für die Organisation der Gemeinde ein. „Wir haben zum Beispiel verschiedene Hilfsbörsen über WhatsApp und Facebook organisiert. Da schreibt man dann „Sofa gesucht!“ und meistens findet sich dann auch sehr schnell nicht nur ein Sofa, sondern auch noch ein Auto und zwei Helfer, um das Sofa abzuholen und zu dem Bedürftigen hinzubringen. „Da packen alle mit an, auch die Geflüchteten. Wir sind es gewohnt, einander zu helfen, und organisieren alles möglichst einfach über solche Gruppen. Wir haben den Vorteil, dass wir viele haben, die sich gerne engagieren, und wenn jemand finanzielle Hilfe braucht, dann legen wir zusammen“, sagt Isa Cecik. Über diese gemeinsamen Aktivitäten wachse die Gemeinde zusammen. Bei ihr seien die Geflüchteten keine Gäste, sondern voll in die Gemeinde integriert. „Im Moment suchen wir neue Leute für den Vorstand und ich habe drei der Geflüchteten, die besonders aktiv sind, schon gefragt, ob sie Interesse haben“, beschreibt er. Das wäre ein großer Schritt.

Ein gutes Stück vorangekommen ist die Al-Aksa Gemeinde auch in einem anderen Punkt: „Man muss schon sagen, dass sich unsere Beziehungen zu den Behörden stark verbessert haben. Wir arbeiten jetzt viel enger mit ihnen und mit den anderen Wohlfahrtsverbänden zusammen“, so Isa Cecik. Bislang habe es aufseiten der Behörden und Verbände große Berührungspunkte gegeben. „Wir hatten gute Projekte und haben dafür Geld beantragt, aber nicht bekommen. Da war das Argument immer, dass wir ja zu Milli Görüs gehören, die vom Verfassungsschutz beobachtet wurde“, beschreibt Elaaddin Yasaroglu. Durch ihre Arbeit und ihr Engagement und dadurch, dass auch der Verfassungsschutz die Beobachtung von Milli Görüs in Niedersachsen eingestellt hat, komme es nun zu deutlich mehr Zusammenarbeit. „Wir arbeiten viel und gut mit anderen zusammen“, so Isa Cicek.

»Leider ist die Beziehung jedoch oft immer noch nicht auf Augenhöhe.«

Sami Hamadi wiegt den Kopf. Er ist ganz offensichtlich nicht ganz einverstanden mit dem, was der Vorsitzende sagt: „Ja, es gibt mehr Zusammenarbeit und Anerkennung für unsere Arbeit, das ist schön. Leider ist die Beziehung jedoch oft immer noch nicht auf Augenhöhe“, sagt er. Das zeige sich vor allem bei der Verteilung der Gelder: „Wir sitzen nicht mit am Tisch, wenn die Gelder verteilt werden“, ergänzt auch Elaaddin Yasaroglu. Mehrfach schon hätten andere Akteure sogar ihre Ideen aufgegriffen und Projekte mit ganz ähnlichem Inhalt durchgeführt. „Da kann man sich natürlich freuen, denn wenn jemand eine Idee übernimmt, ist das ja ein Zeichen, dass sie gut war. Allerdings stimmt es bitter, dass die anderen dafür mit öffentlichen Geldern gefördert werden und wir nicht“, sagt Sami Hamadi.

Auch habe er oft das Gefühl, ein bisschen alleingelassen und ausgenutzt zu werden: „Die anderen Organisationen wissen genau, dass wir nicht anders können, als zu helfen. Deswegen schicken sie uns die Leute mit den komplizierten Fällen“, beschreibt er. So sei es die Moschee, die regelmäßig einspringe, wenn Geflüchtete finanzielle Hilfe in einer schwierigen Lebenslage benötigen. „Wir legen dann alle zusammen und da kommt dann auch immer etwas zusammen“, sagt Sami Hamadi. Er frage sich jedoch zunehmend, warum in solchen Fällen nicht die Behör-

den helfen können. „Sie tun dann so, als würden sie uns einen Gefallen tun, wenn sie uns in die Arbeit einbeziehen, dabei geht es aber auch oft um solche Fälle, mit denen sonst niemand zu tun haben will“, beschreibt er. Überhaupt werde immer selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Mitglieder der Al-Aksa Gemeinde die Hilfe ehrenamtlich leisten. Andere Träger würden ihre Aktiven jedoch für die Arbeit bezahlen.

Der Frust über diese Ungleichbehandlung und das Gefühl, dass die Arbeit zwar geschätzt, aber doch nicht bezahlt wird, vermischt sich mit dem allgemeinen Unwohlsein über das schlechte Bild des Islams in den deutschen Medien und über die Stimmungsmache rechter Gruppen. „Das hat doch einen starken Effekt auf uns und unser Leben hier“, sagt Rafet Kurtocagi. Er ist beim IGMG-Verband Niedersachsen für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig und heute auch zu Besuch in Goslar.

„Wir haben in den letzten Jahren viel erreicht, weil wir sehr auf die Menschen zugegangen sind und unsere Arbeit transparent gemacht haben. Wir haben so Vertrauen gewonnen und auch den Verfassungsschutz überzeugt“, sagt Rafet Kurtocagi. Allerdings macht er sich angesichts der aktuellen Stimmung in Deutschland Sorgen, dass diese Erfolge womöglich nicht von Dauer sein könnten. „Es gibt Angriffe auf Frauen mit Kopftüchern und auf Moscheen und dann die Hetze in den TV-Talkshows. Da macht man sich natürlich Sorgen“, sagt er. Die anderen am Tisch Versammelten nicken zustimmend.

Nach einer Phase großer Aktivität 2015 sind auch sie Ende 2016 – genauso wie viele andere muslimische Aktive, die für diese Broschüre befragt wurden – gerade in einer eher niedergeschlagenen, wenig euphorischen Phase. „Im Moment sind wir im Tal. Die Luft ist irgendwie raus, aber das kann sich ja auch bald schon wieder ändern“, fasst Sami Hamadi zusammen und tatsächlich hat er schon viele Pläne für Projekte. Inzwischen sind die regulären Sprachkurse für Geflüchtete beendet, stattdessen bietet das BIZ nun ein Sprachcafé, in dem die neu erworbenen Sprachkenntnisse ausprobiert werden können. Hinzu kommen niedrigschwellige Kurse, speziell für geflüchtete Frauen, die dafür zu Hause

abgeholt werden. Für die Kinder steht als Nächstes ein Verkehrstraining für Fahrradfahrer an und auch Kochkurse sind in Planung.

Und der Oberbürgermeister? Auf Anfrage lobt die Pressesprecherin der Stadt Goslar die Aktivitäten und das Engagement der Gemeinde. „Es gibt regelmäßige Gespräche und auch Treffen zwischen Frau Gerhart als Vertreterin der Stadt und Vertretern von Milli Görüs, die uns auch schon des Öfteren als Dolmetscher bei Terminen mit Flüchtlingen unterstützt haben“, so der Text einer E-Mail. Insgesamt scheint die Strategie von Oberbürgermeister Oliver Junk aufgegangen zu sein. Goslar hat sich verändert, ist deutlich lebhafter und aktiver geworden. Insgesamt knapp 3000 Flüchtlinge sind gekommen. „Das Straßenbild hat sich verändert. Es gibt sehr viel mehr Leben auf der Straße und inzwischen ist es schon regelrecht schwer, eine Wohnung in der Altstadt zu finden“, beschreibt Ragia Bourmaie. Goslar ist kaum mehr wiederzuerkennen und in der Vorstandsrunde der Al-Aksa Gemeinde ist man sich trotz aller Einwände und Bedenken einig: Es ist eine positive Veränderung.

Beispiel 8

Osnabrück: Dua Zeitun und die Lichtpaten der Muslimischen Jugendcommunity Osnabrück e. V.

Bittet man Dua Zeitun, von ihrem Flüchtlingsprojekt zu berichten, erntet man leicht eine verständnislose Rückfrage: „Welches Projekt?“ Tatsächlich hat Dua Zeitun nicht einfach ein Projekt wie andere: Sie hat sehr viele Projekte und ständig kommen neue hinzu. Bereits lange, bevor die Geflüchteten in großer Anzahl im September 2015 in Deutschland eintrafen und viele Initiativen und Organisationen begannen, sich für ihre Integration einzusetzen, engagierte sie sich für Neuankömmlinge in Not. Das hängt auch damit zusammen, dass ihre Familie aus Syrien stammt. Das verbindet und zudem hilft es natürlich, dass Dua Zeitun Arabisch spricht und weiß, was die syrische Kultur ausmacht.

Auch ihre Eltern engagieren sich: Sie nahmen gleich mehrere syrische Familien bei sich zu Hause auf. Eine Lokalzeitung druckte im Herbst 2015 ein Gruppenfoto der Zeituns und ihrer Gäste, die das gemütliche Wohnzimmer füllten. Auch in der Ibrahim al-Khalil Moschee in Osnabrück, in der ihr Vater als Imam tätig ist, rutschte man zusammen, half allen, die einen Platz zum Schlafen, eine warme Mahlzeit oder Hilfe bei Behördengängen brauchten. Dua Zeitun machte mit, selbstverständlich. Dabei hatte sie auch schon vorher viel zu tun: Sie ist pädagogische Mitarbeiterin der Katholischen LandvolkHochschule Oesede e. V.,

studiert Islamische Theologie an der Universität Osnabrück und gründete die Muslimische Jugend Community Osnabrücker Land e. V., kurz: MUJOS e. V.

Bundesweit bekannt wurde sie durch ein Projekt zur Deradikalisierung muslimischer Jugendlicher. Sie ist da unterwegs, wo besonders viele radikale Ideen zu finden sind: Im Internet. Dort sucht sie den Kontakt zu Jugendlichen und versucht, mit ihnen in Kontakt zu treten. Sie diskutiert mit ihnen und hört ihnen zu. Darüber hinaus ist sie Mutter dreier Kinder, hält Vorträge zu islamischen Themen. Wer sich mit dem Thema Jugend und Islam in Deutschland beschäftigt, stößt so unweigerlich und ziemlich schnell auf Texte von ihr.

»Es geht darum, den geflüchteten Kindern ein paar gute, normale Stunden zu bescheren und sie aus ihren Unterkünften und den zum Teil von der Flucht doch sehr belasteten Familienkonstellationen herauszuholen.«

Dua Zeitun ist dafür bekannt, neue Ideen auszuprobieren, und sie entwickelt immer neue Projekte. So rief sie das Projekt Lichtpaten ins Leben. Sie mobilisierte Osnabrücker Jugendliche, Patenschaften für geflüchtete Kinder und Jugendliche zu übernehmen. In einem Workshop wurden sie auf die Arbeit mit den Geflüchteten vorbereitet: ein bisschen interkulturelle Kompetenz, Kommunikation über die Sprach- und Kulturgrenzen hinweg und vor allem Zuhörtraining. Mindestens zweimal pro Woche sollen die Paten die Geflüchteten treffen, Sport machen, Eis essen oder einfach nur Zeit verbringen. „Es geht darum, den geflüchteten Kindern ein paar gute, normale Stunden zu bescheren und sie aus ihren Unterkünften und den zum Teil von der Flucht doch sehr belasteten Familienkonstellationen herauszuholen“, beschreibt Dua Zeitun.

Zugleich geht es aber natürlich auch um etwas anderes: Auch den Paten sollen durch die Aufgabe neue Horizonte eröffnet werden. Sie sollen lernen, mit Jugendlichen oder Kindern zusammen zu sein, die ganz anders leben und denken als sie, zugleich aber viele Gemeinsamkeiten haben. Damit ist nicht nur die Interaktion mit den Geflüchteten gemeint, denn als Paten sind sowohl muslimische Jugendliche, die zum Umfeld von MUJOS e. V. gehören, aber auch ganz andere: „Ganz bewusst haben wir Jugendliche sehr unterschiedlicher Herkunft als Paten: Es sind Tür-

kischstämmige, Alewiten, Sunniten, aber auch Deutsche ohne Migrationshintergrund. Die gemeinsame Aufgabe bringt die Jugendlichen verschiedener Herkunft zusammen“, beschreibt Dua Zeitun ihr Konzept.

Es ist Jugendarbeit für die Eingesessenen und die Geflüchteten gleichermaßen. Betreut werden in allererster Linie Kinder und Jugendliche. Das hat den Vorteil, dass auch sehr junge Lichtpaten mitmachen können.



Dua Zeitun gründete die Muslimische Jugend Community Osnabrücker Land e. V. kurz: MUJOS e. V.

Im Schnitt sind die hier Aktiven ein gutes Stück jünger als die Paten in anderen Projekten. Das Projekt hat insofern einen besonders starken Effekt auf die Freiwilligen. Das spiegelt sich auch darin, dass die Intensität, mit der die Freiwilligen betreut und begleitet werden, besonders hoch ist.

„Die gute Begleitung und Betreuung der Paten ist wichtig. Vor allem, wenn das Projekt länger laufen soll“, fasst Dua Zeitun ihre Erfahrung zusammen. Dies ist auch ein Punkt, den sie im Gespräch hervorhebt: „Wenn ich das Projekt jetzt noch einmal beginnen würde, dann würde ich von Anfang an noch mehr Coaching für die Freiwilligen einplanen“. Oft zeige sich erst im Laufe der Zeit, wie belastend die Situation für die Paten ist. „Man merkt es nicht direkt, wir stellen nur fest, dass bei manchen das Engagement stark nachlässt. Andere haben regelrecht Burn-out-Symptome“, beschreibt sie. Dies habe oft damit zu tun, dass

die Helfenden sich mit Leib und Seele der Hilfe verschreiben. Dabei geraten dann leicht die eigenen Bedürfnisse aus dem Blick.

Hinzu komme die unglaublich große Erwartungshaltung der Geflüchteten, die unter großen Mühen nach Deutschland gekommen sind, um hier ein besseres Leben zu beginnen. Oft fehle ihnen die Geduld und sie überforderten mit ihren Wünschen die freiwilligen Helfer. „Ich komme immer mehr zu dem Schluss, dass wir uns noch stärker um die Helfenden kümmern müssen. Sie brauchen Anleitung, wie sie mit den Ansprüchen und mit den vielen schrecklichen Geschichten umgehen, manchmal ist sogar psychologische Betreuung notwendig“, sagt sie. In anderen Fällen helfe es schon, die Freiwilligen zu ermutigen, auch einmal Pause zu machen. „Es können auch schon kleine Sachen helfen. Ein zweites Handy zum Beispiel“, sagt sie. So lasse sich Freiwilligendienst und Privatleben voneinander trennen. Wer gerade keine Lust, Kraft oder Zeit habe, sich zu engagieren, könne sein Helfertelefon einfach ausschalten.

Quasi als Konsequenz aus dieser Erfahrung hat Dua Zeitun begonnen, Bildungsseminare für Geflüchtete anzubieten. „Es geht darum, ihnen unsere Kultur nahezubringen, ihnen zu vermitteln, worauf es in Deutschland ankommt und worauf sie achten müssen, wenn sie mit Menschen hier zu tun haben“, sagt sie. Im Sommer 2016 hat sie im Rahmen ihrer Arbeit in der Katholischen LandvolkHochschule Oesede e. V. ein Seminar für geflüchtete Familien angeboten: Rund zwölf Familien, Erwachsene und Kinder kamen da zusammen. Im Gespräch mit Behördenvertretern, Polizisten, Pastoren und vielen anderen beschäftigte sie sich mit Vorstellungen, Erwartungen, Vorurteilen und Hoffnungen.

Natürlich ging es dabei auch um Geschlechterrollen: „Dabei haben wir zunächst über die Geschlechterrollen in Syrien gesprochen: Wie verhalten sich Männer und Frauen dort und was wird von ihnen erwartet? Anschließend haben wir dann herausgearbeitet, wo es Unterschiede gibt im Hinblick auf das Rollenverständnis in Deutschland“, sagt sie. Tatsächlich gäbe es große Unterschiede, aber auch viele Ähnlichkeiten. „Auch mir ist erst durch die Auseinandersetzung mit den geflüchteten Syrern klargeworden, wo genau die Unterschiede liegen, von denen immer so

viel gesprochen wird. Dabei dachte ich eigentlich, dass ich die syrische Kultur durch meine Eltern kenne. Aber ich bin doch sehr von dem Leben hier geprägt. Interessant, nicht?“, fasst sie zusammen. Umso wichtiger sei es, dass die Neuankömmlinge jetzt schnell die Besonderheiten der Gesellschaft in Deutschland kennenlernen und so Missverständnisse vermieden werden können.

Besonders spannend sei der Teil des Workshops gewesen, in dem die Familien aus Syrien in den direkten Austausch mit einer Frauengruppe getreten seien, die zufällig zur gleichen Zeit ebenfalls in der Katholischen LandvolkHochschule Oesede e. V. zu einem Seminar zu Gast war. „Beide Seiten hatten die Chance zu fragen und es gab eine sehr offene und konstruktive Atmosphäre. Solche Chancen, wirklich offen zu fragen, gibt es ja nicht oft“, sagt Dua Zeitun. Auch hierbei sei das Gespräch immer wieder auf das Thema Männer- und Frauenbilder gekommen. Das Besondere an dem Familienseminar war, dass es sich nicht nur an die Erwachsenen richtete. Kinder und Jugendliche beschäftigen sich mit den gleichen Fragen wie die Erwachsenen, schließlich spielen sie für das Ankommen von Familien in einer neuen Umgebung eine wichtige Rolle.

Eine andere wichtige Zielgruppe sind junge Männer. Singles. Von ihnen gibt es besonders viele unter den Geflüchteten und oft sind sie in besonders ungastlichen Unterkünften einquartiert. Viele Männer auf engem Raum, zusammengewürfelt nach Herkunft. Da gibt es oft Probleme. Seit den Vorfällen in der Silvesternacht 2015 in Köln haben die jungen arabischen Männer einen besonders schlechten Ruf. Genau aus diesem Grund bietet die Katholische LandvolkHochschule Oesede e. V. ein Seminar für geflüchtete Männer zwischen 18 und 25 Jahren an. Einführung in die hiesigen Sitten und Gebräuche unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterrollen: So könnte der Arbeitstitel lauten.

Dua Zeitun ist eine ungewöhnliche Frau. Zugleich ist sie sehr typisch: In vielen Gemeinden und Organisationen steht und fällt die Arbeit mit den Geflüchteten, das soziale Engagement insgesamt mit einigen wenigen Personen. Frauen wie Dua Zeitun gelingt es nicht nur, die Jugendlichen in ihrer Gemeinde zu motivieren, sich zu engagieren und mitzumachen.

Mit ihren immer neuen Projektideen und ihrem Mut, sie auszuprobieren und über ihre Erfahrungen zu berichten, ist sie auch Impulsgeberin für andere Gruppen, weit über Osnabrück hinaus. Allerdings ist die Aufgabe, die vielen Neuankömmlinge nicht nur notdürftig zu versorgen, sondern dauerhaft zu integrieren, so groß, dass sie von Einzelkämpferinnen nicht bewältigt werden kann. Es braucht Strukturen. Diese aufzubauen, ist ein mühsamer Weg.

Beispiel 9

Berlin: Haus der Weisheit e. V.

Humus und eingelegtes Gemüse, dazu Foul und selbstgebackene Kekse. Es ist Opferfest und das Haus der Weisheit e. V. hat Gemeindemitglieder und Gäste eingeladen: Gerade ist das Gebet vorbei, jetzt gibt es Frühstück für alle. Auch in dem 70er-Jahre-Klinkerbau in Berlin-Moabit ist nicht zu übersehen, dass sich im vergangenen Jahr viel verändert hat. Vor allem ist die Gemeinde gewachsen, stark gewachsen. An diesem Festtagsmorgen ist es besonders voll: „Wir haben in mehreren Schichten das traditionelle Festgebet verrichtet. Einmal um acht, einmal um neun und einmal um zehn Uhr. Auch jetzt beim Frühstück zeigt sich, dass wir mehr geworden sind“, sagt Nur Hajjir. Die Studentin deutet auf die reich gedeckte Tischtücher auf dem Boden des Frauentails der Moschee. Dicht gedrängt sitzen die Frauen, essen und unterhalten sich vergnügt.

Das Haus der Weisheit e. V. ist eine der bekanntesten Moscheen in der Hauptstadt und hier sind die Veränderungen, die die Ankunft der Geflüchteten in vielen muslimischen Gemeinden in Deutschland ausgelöst hat, besonders deutlich zu spüren. Schließlich unterhält das Haus der Weisheit e. V. das wohl bekannteste muslimische Flüchtlingsprojekt in Deutschland überhaupt. Es steht dafür, dass die Sozialarbeit muslimi-

scher Akteure durch die Arbeit mit den Geflüchteten deutlich professioneller wurde und auch mehr öffentliche Anerkennung erfahren hat.

Die Bilder von Nur Hajjir und ihrem Vater Abdallah Hajjir, er ist der Imam der Moschee, und den vielen ehrenamtlichen Helfern der Gemeinde waren in Zeitungen und TV-Sendungen zu sehen. In den Tagen des großen Andrangs am nahe gelegenen Landesamt für Gesundheit und Soziales (LAGeSo) waren die Leute vom Haus der Weisheit ständig vor Ort und die Türen der Moschee standen allen offen, die einen Platz zum Schlafen, eine Mahlzeit oder eine Dusche brauchten. Anfangs leisteten sie diese Hilfe ehrenamtlich und ohne formelle Unterstützung durch staatliche Stellen.

Doch dann, es war Anfang August 2015 und die langen Warteschlangen vor dem LAGeSo führten zu massiver Kritik an der Behörde, meldete sich die Polizei bei Imam Abdallah Hajjir. Ob das Haus der Weisheit e. V. wohl 50 bis 100 Flüchtlinge unterbringen könne, für eine Nacht. Es war spät am Abend und Imam Abdal-

Abdallah Hajjir,
Imam der Moschee
Haus der Weisheit e. V.
in Berlin



lah Hajjir zögerte nicht lange. Kurz darauf kam das Technische Hilfswerk und stellte Betten auf, die Berliner Tafel und Nachbarn aus Moabit brachten Essen und Hygieneartikel. Die Kosten übernahm die Stadtmission. Schnell füllten sich die Moschee und die angrenzenden Unterrichtsräume. Deutlich mehr als hundert Menschen kamen hier unter. „Wir konnten ihnen nicht viel bieten, aber immerhin sind unsere Räume ja mit Teppichen ausgelegt. Die Leute wollten auch in erster Linie schlafen, etwas essen und sich waschen. Am nächsten Morgen sind sie früh wieder zum LAGeSo und haben sich dort in die Schlange gestellt“, sagt

Rafiq Younes. Auch sie gehört zum Kreis der Aktiven, die im September 2015 alles stehen und liegen ließen, um den Ankommenden zu helfen. Sie sitzt mit Nur Hajjir im Eingangsbereich des Frauengebetsraumes des Hauses der Weisheit e. V. Ein paar Feiertags-Dattelkekse vor sich. Aus

»Anfangs waren es viele Leute und die waren einfach froh, hier zu sein, und dankbar für ein Bett und eine Mahlzeit.«

den ein, zwei Tagen wurde eine gute Woche, in der die Moschee als Notunterkunft für Geflüchtete diente. Und bald kam schon der nächste Anruf: „Diesmal wurden wir gefragt, ob wir eine zur Wärmehalle umfunktionierte Turnhalle am LAGeSo übernehmen würden. Als Betreiber. Naja, auch da haben wir dann auch ja gesagt“, beschreibt Rafiq Younes. Schnell wurden Freiwillige zusammengetrommelt, sie selbst schrieb ein Konzept: „Es musste so schnell gehen, dass wir schon einmal mit der Arbeit begannen, bevor das Geld eintraf und bevor wir dementsprechend Arbeitsverträge machen konnten“, sagt sie. „Damals war das auch okay, denn es war eine Ausnahmesituation und alle haben gerne geholfen“, beschreibt sie. Inzwischen legt sie aber Wert darauf, dass die Arbeit der Aktiven auch gewürdigt, also angemessen bezahlt wird: „Wenn jemand zum Beispiel als Dolmetscher fungiert oder Übersetzungsarbeiten macht, dann sollte das ganz normal bezahlt und nicht als selbstverständliche Leistung von Freiwilligen abgetan werden.“

„Es war natürlich auch ein Zeichen der Anerkennung für unsere Arbeit, dass man uns zutraute, diese Halle zu betreiben“, sagt Imam Abdallah Hajjir. Zugute kam ihm, dass er bereits Anfang 2015 die Integra gGmbH gegründet hatte. Diese war eigentlich entstanden, um den Verein Haus der Weisheit als Träger der gemeindeeigenen Kindertagesstätten abzulösen, aber auch der Betrieb der Wärmehalle lässt sich mit der Rechtsform einer gGmbH deutlich einfacher und professioneller abwickeln als durch einen Verein. Das Haus der Weisheit e. V. ist auch in dieser Hinsicht ein Vorreiter unter den muslimischen Initiativen und dient als Vorbild: Die Professionalisierung der Sozialarbeit und die Trennung von spiritueller Arbeit und Sozialarbeit wird inzwischen von vielen Gemeinden angestrebt. Entscheidend für den Erfolg des Projektes war zudem, dass es bereits seit Längerem Kontakte zu anderen Wohlfahrtsorganisationen gab. So hatte das Haus der Weisheit e. V. der Berliner Stadtmissi-

on im Ramadan 2015 mit der Essenszubereitung geholfen. Die Stadtmision betreibt eine riesige Flüchtlingsunterkunft in einer Traglufthalle und hatte keine Erfahrung, wie sie Hunderte von Muslimen gleichzeitig und noch dazu pünktlich auf die Minute mit einer warmen Mahlzeit zum Fastenbrechen versorgen soll, und bat deswegen Imam Abdallah Hajjir um Hilfe.

Ortsbesuch in der Wärmehalle an einem Spätsommerabend im September 2016: Ein paar Männer sitzen vor dem Eingang auf Stühlen, trinken Tee und unterhalten sich. Der große Andrang ist längst vorbei und inzwischen ist es fast schon ruhig in der großen Wärmehalle gegenüber dem LAGeSo. In ordentlichen Reihen stehen die Feldbetten in der Turnhalle bereit. Doch nur drei sind belegt. Mahmood Bargouth sitzt im Büro und überprüft die Listen mit den Lebensmittelbestellungen. Ein Kollege bringt Tee und Kekse: „Seit im April die Grenzen geschlossen wurden, haben wir hier nur noch wenige Flüchtlinge, die direkt aus dem Ausland zu uns kommen. Die meisten sind jetzt Leute, die aus ihren bisherigen Unterkünften herausgeflogen sind“, sagt er. Mahmood Bargouth ist nicht nur im Vorstand des Hauses der Weisheit e. V. er ist auch bei der Integra gGmbH angestellter Sozialarbeiter und leitet die Wärmehalle. Er war von Anfang an dabei und hat beobachtet, wie sich die Bedürfnisse und Sorgen der Geflüchteten im vergangenen Jahr verändert haben: „Anfangs waren es viele Leute und die waren einfach froh, hier zu sein, und dankbar für ein Bett und eine Mahlzeit“, beschreibt er. Er kennt sich aus mit der Gefühlslage von Geflüchteten, denn er selbst kam als Kind 1986 ebenfalls als Flüchtling nach Deutschland und lebte in einem Heim.

Inzwischen habe sich die Stimmung verändert. Viele, die nun in die Wärmehalle kämen, hätten bereits Monate in einer Massenunterkunft hinter sich und seien gezeichnet von diesem Stress. „Wenn eine Familie über Monate in einer Turnhalle zwischen vielen anderen Menschen leben muss, ist das schwer zu ertragen und die Menschen kommen nicht zur Ruhe. Sie können gar nicht ankommen“, beschreibt er. Es käme zu Streit und für manche erscheint ein Verweis aus der Unterkunft als Chance. Vielleicht haben sie ja bei der nächsten Vermittlung mehr Glück.

Ende Dezember 2016 wurde die Wärmehalle geschlossen. Die IntegragmbH ist nun als Betreiberin einer Flüchtlingsunterkunft im Gespräch.

Auch Imam Abdallah Hajjir beobachtet, dass Frust und Enttäuschung unter den Geflüchteten wachsen. „Viele fragen sich: Warum habt ihr uns überhaupt hereingelassen, wenn ihr uns dann nicht haben wollt?“ berichtet er. Die lange Wartezeit bis zur Anerkennung und die Monate in den Sammelunterkünften setzten den Menschen zu. „Es gibt immer mehr Probleme, auch in den Familien. Scheidungen nehmen zu“, sagt er und sieht vor allem die Politik in der Pflicht: „Wir brauchen klare Zeichen und den Menschen muss eine Perspektive gegeben werden. Doch stattdessen werden immer neue Hürden aufgebaut und das Gerede darüber, ob der Islam zu Deutschland gehört und ob es ein Burkaverbot geben soll, dient nur dazu, dass die Rechten gestärkt werden“. Dies verstärkte wiederum den Frust der Geflüchteten.

Imam Abdallah Hajjir arbeitet schon seit 40 Jahren als Imam in Berlin. Er war es, der 1995 das Haus der Weisheit e. V. gründete. Zunächst war es als Nachmittagschule gedacht, in der die Kinder arabischer Einwanderer die Sprache ihrer Eltern lernen sollten. Bald kam ein Gebetsraum hinzu. Die Gemeinde wuchs. Ein Imam wurde eingestellt und 2001 wurde die erste Kindertagesstätte gegründet. Inzwischen hat die Gemeinde einen zweiten Imam bekommen. Er kam vor drei Jahren als Flüchtling nach Berlin. Für die Gemeinde ein Glücksfall. Ist es doch sonst oft schwierig, in Deutschland einen Imam zu finden, und die Anwerbung aus dem Ausland erfordert ein Visum, das nicht leicht zu bekommen ist. Schon lange vor 2015 hat sich das Haus der Weisheit e. V. für Geflüchtete eingesetzt, Sozialberatung und Hilfe bei Behördengängen und Wohnungssuche angeboten. Das vergangene Jahr jedoch hat die Arbeit auf eine neue Ebene gehoben. Die Zusammenarbeit mit den Behörden und Wohlfahrtsverbänden hat die Gemeinde stärker in die Gesellschaft eingebunden.

Das Haus der Weisheit e. V. hat daran angeknüpft und im Juni 2016 wurde ein Integrationscafé mit angeschlossener Kleiderbörse eröffnet. Zehn vom Jobcenter finanzierte Maßnahmenstellen wurden geschaffen und

in dem frisch renovierten Gebäude ganz in der Nähe der Moschee arbeiten jetzt Muslime und Nichtmuslime gemeinsam in einem Projekt. Täglich ist das Café geöffnet. Geflüchtete können sich hier beraten lassen und Anwohner kommen zum Kaffee. Es gibt sogar einen Garten für die Kinder zum Spielen „Dies ist die nächste Stufe. Wir haben unsere Sozialarbeit tatsächlich deutlich professionalisieren können und es ist uns wichtig, dass es Projekte sind, die nicht nur der Gemeinde und den Muslimen dienen“, so Imam Abdallah Hajjir.

Bei all der Arbeit, bei all dem Erfolg, bei der Umsetzung von Plänen: Wie sieht es mit der öffentlichen Anerkennung aus? Imam Abdallah Hajjir lächelt beim Gedanken an den großen Tag, als Bundespräsident Joachim Gauck zum Fastenbrechen im Ramadan kam. „Es sind viele neue Türen aufgegangen, Kontakte wurden geknüpft. Allerdings werden diese neuen Verbindungen noch nicht so richtig genutzt. Ich würde mir wünschen, dass mehr daraus entstehen könnte“, sagt Imam Abdallah Hajjir. Was fehle, sei der Mut, die begonnenen, neuen Wege – dass Deutschland Vorreiter in Sachen Flüchtlingsaufnahme und Integration in Europa geworden ist – auch weiterzugehen. „Das ist schade“, sagt er.

Beispiel 10

Dresden: In Am Sayad Mahmood – Beraterin im Ökumenischen Informationszentrum e. V. Dresden

Mit einer raschen Handbewegung schließt sie die Tür zu ihrem Büro ab. „Heute ist die Demo nicht so groß. Zum Glück. Manchmal ist es hier am Montag gar nicht angenehm!“, sagt In Am Sayad Mahmood. Die zierliche 60-Jährige mit dem locker gebundenen Kopftuch, das silbrig-grau die Farbe ihre Haare aufnimmt, schaut kurz aus dem Fenster und nimmt dann hinter ihrem Schreibtisch Platz. Es ist Montagabend in Dresden. Das Büro des Ökumenischen Informationszentrums liegt gegenüber der Kreuzkirche, nur ein paar Schritte vom Altmarkt entfernt, auf dem seit zwei Jahren PEGIDA Woche für Woche aufmarschiert.

„Ich lebe ja schon seit Jahrzehnten in Dresden und frage mich immer noch, wo dieser ganze Hass und diese Feindschaft auf einmal hergekommen sind“, beschreibt In Am Sayad Mahmood: „Seit zwei Jahren demonstrieren sie jetzt schon. Ich empfinde das als Bedrohung und es hat ja auch ein paar Übergriffe gegeben auf Frauen mit Kopftuch. Ich habe deswegen sogar meine Montagssprechstunde umgelegt, dass meine Klienten nicht über den Platz gehen müssen, um zu mir zu gelangen“, sagt sie.

In Am Sayad Mahmood kam 1996 aus dem Irak nach Dresden. Als Flüchtling. Sie wohnte im Asylbewerberheim, durchlief das Verfahren und

wurde damals von den Mitarbeiterinnen des Ökumenischen Informationszentrums e. V. betreut. Das Zentrum ist aus der kirchlichen Opposition in der DDR hervorgegangen. 1990 wurde es gegründet und setzt sich jetzt für ein sozialeres Dresden ein. Mit den Anschlägen des 11. September 2001 entstand ein großes Bedürfnis nach Informationen über den Islam. „Da fragte mich meine damalige Beraterin, ob ich mir vorstellen könne, in Schulen und Gemeinden Veranstaltungen zum Islam zu machen“, erzählt sie. Sie sei zwar eigentlich Elektroingenieurin, aber sie nahm die Aufgabe an.

Heute machen solche Veranstaltungen nur noch einen geringen Teil ihrer Tätigkeit aus: Seit 2011 ist sie vor allem in der Beratung von Geflüchteten tätig. „Zu uns kommen vor allem die, die gerade als

Asylsuchende anerkannt wurden und nun sehr viele Formalitäten zu erledigen haben“, beschreibt sie und zählt mehrere Dutzend Formulare auf, die ausgefüllt werden müssen: „Das ist eine langwierige Aufgabe, die die Menschen normalerweise nicht gut alleine hinbekommen.“

Oft sind es die Sachbearbeiter in den Behörden, die ihr ihre Problemfälle schicken: „Da hat jemand ein Problem, es ist ein komplizierter Fall oder es kommen psychologische und menschliche Probleme zu denen mit der Bürokratie. Da sagen die Sachbearbeiter dann oft: Gehen Sie zu Frau Mahmood“. So ist es auf dem Gang vor ihrer Bürotür oft voll. Eigentlich sollte eine Beratung in der offenen Sprechstunde nicht länger als 15 Minuten dauern, aber die Probleme der Menschen sind oft komplizierter und lassen sich nicht so schnell lösen. „Wir hatten leider mehrere Fälle von

In Am Sayad Mahmood,
Beraterin im Ökumenischen Informationszentrum e. V. Dresden



Leukämie. Kinder sind gestorben. Das scheint mit der Situation in Syrien zusammenzuhängen“, beschreibt sie.

Über ihrem Schreibtisch hängen zwei eingerahmte Zitate: Ein Bibelspruch auf Deutsch und ein arabischer Vers. „Wenn Menschen sehr traurig sind, wie etwa die Mutter eines der gestorbenen Babys, dann tröstet der Bezug auf die Religion“, beschreibt In Am Sayad Mahmood. „Diese Mutter dachte, die Welt sei zu Ende. Wir haben zusammen gebetet und über die islamische Vorstellung des Schicksals gesprochen. Es kommt von Gott und wir müssen uns fügen.“ Auch solle die Mutter bedenken, dass

es vielleicht auch etwas Gutes habe: Wer weiß, welches Schicksal dem kleinen Jungen erspart blieb: Krieg und Folter in Syrien.

»Viele gehen vielleicht zum Freitagsgebet, wenn sie dies als religiöse Pflicht ansehen, aber sie haben kein Interesse, Mitglieder einer Gemeinde zu werden.«

In Am Sayad Mahmood ist keine Geistliche, sie gehört noch nicht einmal fest zu einer der islamischen Gemeinden in Dresden. Dennoch gilt sie in der Stadt als Ansprechpartnerin, was den Islam und die Integration angeht. Die

Behörden und Politiker wenden sich an sie und auch für die Flüchtlinge spielt sie eine wichtige Rolle, weil sie ihnen nicht nur bei Behördendingen weiterhelfen, sondern auch religiös zur Seite stehen kann. Sie ist ein Anlaufpunkt für Menschen in Not, eine Art Anker, ein Anknüpfungspunkt, der ihnen Halt gibt, wenn sie die Orientierung zu verlieren drohen in dem Meer aus Anträgen, Vorschriften und Regelungen, die sie zu beachten haben. In Am Sayad Mahmood weiß, wie diese Menschen sich fühlen und weiß, was für ein Druck und welche Traurigkeit auf ihnen lastet. Mit wachen Augen mustert sie ihr Gegenüber, hört zu, wägt ab und sagt dann sehr offen und deutlich ihre Meinung: „Ich kann die Menschen verstehen. Es ist sehr schwer hier. Aber oft ziehen sie aus Situationen auch falsche Schlüsse. Manche klagen, dass man sie erst nach Deutschland geholt habe und sie nun mit dem Wust an Bürokratie alleinlasse. Da sage ich dann: Stopp, nein, Du bist von allein gekommen. Keiner hat dich eingeladen und diese Papiere müssen doch alle ausfüllen“.

Die Art, wie ihr Name geschrieben wird, zeigt ihren kreativen und zugleich sehr pragmatischen Umgang mit den bürokratischen Regeln Deutsch-

lands. Sie habe sich geärgert, dass die meisten, die ihr nach ihrer Ankunft in Deutschland begegneten, ihren Namen Inam mit der Betonung auf der zweiten Silbe ausgesprochen hätten, dabei trägt ihr Name in der arabischen Schreibweise in der Mitte ein Ain. Dies lässt sich aber schlecht transkribieren und so hat sie sich für die Schreibweise In Am entschieden. Die kleine Pause, die automatisch beim Lesen der beiden Worte entsteht, lässt den Namen fast so klingen wie auf Arabisch. Für ihren Mut und ihr Engagement wurde sie 2013 mit dem Sächsischen Integrationspreis und 2014 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

In Am Sayad Mahmood unterscheidet sich von den meisten anderen in dieser Broschüre vorgestellten Akteuren, weil sie nicht direkt zu einer muslimischen Gemeinde gehört, sondern sich als unabhängige Muslima versteht. Zudem wird sie – anders als die meisten in den anderen vorgestellten Beispielen – für ihre Tätigkeit bezahlt. Sie ist jedoch genau deswegen auch typisch. Überall in Deutschland sind Muslime in Wohlfahrtsorganisationen tätig. Dies mögen kirchliche Einrichtungen sein oder auch Einrichtungen wie die Arbeiterwohlfahrt und staatliche Beratungsstellen.

Manche Akteure sind seit Jahren dort tätig, beraten Geflüchtete. Sehr viele haben in den vergangenen zwei Jahren dort neue Stellen gefunden. Sie nehmen eine Art Vermittlerrolle ein und stehen dafür, dass es ganz normal ist, dass Muslime ganz selbstverständlich in allen Bereichen der Gesellschaft und des öffentlichen Lebens anzutreffen sind. Wichtig ist es, dass Geflüchtete in Beratungsstellen und Behörden Menschen antreffen, die ihnen in Notlagen auch auf religiöser Ebene Trost zusprechen können. Dies gilt insbesondere, weil nicht alle der Neuankömmlinge sich an muslimische Gemeinden wenden. „Viele gehen vielleicht zum Freitagsgebet, wenn sie dies als religiöse Pflicht ansehen, aber sie haben kein Interesse, Mitglieder einer Gemeinde zu werden“, sagt sie.

In Sachsen ist die islamische Infrastruktur noch schwach. Zwar gibt es in Dresden mehrere Gemeinden und auch mindestens vier Moscheen, in kleineren Städten und auf dem Land hingegen, dort also, wo viele Geflüchtete untergebracht werden, finden sich hingegen nur selten Gebetsräume oder gar Moscheen. Um dies

zu ändern, wurde nun die Sächsische Begegnungsstätte gemeinnützige UG gegründet. „Wir wollen in fünf mittelgroßen Städten in Sachsen Begegnungsstätten einrichten. Es sollen eben nicht nur Moscheen sein, sondern Orte, an denen sich Muslime, Geflüchtete und alteingesessenen Bürger treffen können“, beschreibt Saad Elgazzar. Er zählt zum Vorstand des Marwa El-Sherbiny Kultur- und Bildungsvereins e. V. in Dresden und ist derzeit damit beschäftigt, geeignete Räume und Gebäude für die Begegnungsstätten in Städten wie Pirna, Bautzen, Meißen und Riesa anzumieten und zu renovieren.

Schlussfolgerungen und Empfehlungen

Zehn Beispiele, zehn verschiedene Erfahrungen: Die Projekte, die in der vorliegenden Broschüre beschrieben wurden, sind sehr unterschiedlich. Dennoch lassen sich einige Gemeinsamkeiten herausstellen, die typisch sind für erfolgreiche Projekte:

Lokal und maßgeschneidert: Der spezifische Bedarf muss erkannt und bedient werden

Jedes Projekt wurde ganz speziell auf einen bestimmten Bedarf, auf eine ganz bestimmte Situation und die sehr spezifischen Fähigkeiten der Akteure zugeschnitten. Dies ist zugleich die wohl wichtigste Empfehlung, die sich aus den beschriebenen Erfahrungen ableiten lässt: Die Initiativen sind besonders dann erfolgreich, wenn sie aus lokalen Initiativen und als Reaktion auf ein ganz bestimmtes Bedürfnis entstanden sind. So sind die meisten der hier vorgestellten Projekte lokal entstandene Initiativen, die als Reaktion auf spezifische Notlagen entwickelt wurden. Vorgefertigte Konzepte funktionieren nur dann gut, wenn sie flexibel auf die konkrete Situation angepasst werden.

Dies zeigt sich etwas in der Arbeit der beiden DITIB-Gemeinden in Baden-Württemberg: Das Projekt „Gegenwart – Geschwisterlich – Gestalten“ ist eines der ersten bundesweiten Projekte muslimischer Akteure, die mit öffentlichen Geldern gefördert wurden. Es wurde von Experten entwickelt und lehnt sich eng an Konzepte an, die auch von nicht muslimischen Wohlfahrtverbänden durchgeführt werden. Als es an die Um-

setzung des Konzeptes ging, stellte sich heraus, dass die Gemeinden vor Ort längst mit der Arbeit begonnen hatten. Schnell wurden die Konzepte angepasst und die speziellen Fähigkeiten – etwa das Organisationstalent der Frauengruppenvorsitzenden Emine Vural aus Kornwestheim – mit einbezogen.

Gute Betreuung für die Freiwilligen

Typisch für erfolgreiche Projekte ist, dass sie fast immer von einigen wenigen sehr aktiven Freiwilligen getragen werden. Die Projekte können jedoch nur erfolgreich sein, wenn es ihnen gelingt, andere dauerhaft zum Mitmachen zu gewinnen. Da die aktuelle Krise vorbei und die Aufgabe, die Geflüchteten zu integrieren, ein Langzeitprojekt ist, wird aber genau dies immer schwieriger. So geben fast alle der befragten Akteure als ein Geheimnis ihres Erfolges an, dass die Freiwilligen nicht nur den Geflüchteten helfen – sich aufopfern – sollen, sondern selbst auch ganz konkret von ihrem Engagement profitieren sollen, indem sie durch dieses eine sinnvolle Tätigkeit finden, neue Freunde gewinnen, neue Fähigkeiten erlernen, zum Beispiel weil sie fortgebildet werden, oder indem sie sogar einen Job finden.

Professionalisierung des Engagements

Nicht alle, aber viele der Projekte sind auch deshalb erfolgreich, weil es gelungen ist, den Aktivitäten eine formale Struktur zu geben. Hier liegt die Chance, die Sozialarbeit der muslimischen Gemeinden und damit den Islam in Deutschland insgesamt stärker zu institutionalisieren und damit stärker in die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen einzubinden. Dies ist im Interesse aller. Die Förderung muslimischer Projekte in der Flüchtlingsarbeit durch öffentliche Mittel kommt insofern nicht nur den Flüchtlingen und den Gemeinden zugute – sie dient der ganzen Gesellschaft.

Anerkennung und positive öffentliche Wahrnehmung

Teil der Euphorie, die 2015 in vielen muslimischen Gemeinden über die Ankunft der Geflüchteten herrschte und die zu einer großen Hilfsbereitschaft führte, ist der größeren Anerkennung und öffentlichen Wahrnehmung ihrer Arbeit geschuldet. Viele der Befragten beschreiben dies als wichtigen Schritt in Richtung Normalisierung des islamischen Lebens in Deutschland. Nicht nur die Behörden und die Politik würdigen die Arbeit der Muslime, es gab auch vielerorts positive Rückmeldungen von anderen Ehrenamtlichen und aus der Gesellschaft. Parallel dazu öffneten sich viele Gemeinden; dies ist ein Prozess, der sich wechselseitig verstärkt und von vielen als positive Veränderung beschrieben wird. Allerdings blieb es nicht dabei: „Es taten sich so viele Wege und Möglichkeiten auf, aber es wurde versäumt, sie zu nutzen“, beschreibt Abdallah Hajjir vom Haus der Weisheit e. V. in Berlin und spricht für viele

Neue Herausforderungen für die Projekte

Hier ist die Enttäuschung darüber, dass die große Anerkennung, die sie zunächst für Ihre Arbeit bekamen, schnell nachließ. Heute fühlen sich viele muslimische Ehrenamtliche nicht ausreichend wahrgenommen und ihre Arbeit nicht genügend gewürdigt. Dies führt zu Frust. Es gibt aber auch noch weitere Herausforderungen, die typisch sind für die Flüchtlingsinitiativen muslimischer Gruppen und Gemeinden.

Nachlassende Euphorie

Typisch ist, dass die Projekte sich in den vergangenen Monaten stark verändert haben. Sie sind in der Regel kleiner geworden, viele Aktive haben sich zurückgezogen oder ihr Engagement reduziert. Dies liegt einerseits an der Veränderung der Stimmung in der Gesellschaft insgesamt. Die Euphorie und Aufregung über die neue Herausforderung sind einer Ernüchterung gewichen. Zugleich ist aber jetzt auch eine andere Art von Engagement gefordert: nicht mehr akute Nothilfe, Kleider- und Sachspendensammlung und Teeausgabe vor den Registrierungsstellen,

sondern vielmehr langfristige Beratung und Integrationshilfe. Diese Aufgabe ist vielleicht für Aktive weniger attraktiv; möglicherweise weil sie nicht mit so viel Aufregung und Nervenkitzel verbunden ist wie in den Hochzeiten des Ankommens von Geflüchteten in den Jahren 2015 und 2016.

Zunehmende Spannung zwischen Helfern und zu Helfenden

Nicht zu übersehen ist, dass sich zunehmend Spannungen zwischen den alteingesessenen Muslimen und den Neuankömmlingen abzeichnen. Viele Gemeinden haben sich schon seit vielen Jahren für Flüchtlinge eingesetzt. Als 2015 dann die „Willkommenskultur“ entstand, fühlten sich muslimische Aktivisten bestätigt und verstärkten ihr Engagement. Nach und nach, als die Regierung die Integration der Geflüchteten zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben erklärte, fragten sich viele der schon lange in Deutschland lebenden Migranten, warum eigentlich die Neuen so viel großzügiger mit Aufenthaltstiteln und Bezügen bedacht wurden als sie selbst, als sie nach Deutschland kamen.

Zugleich mögen viele Geflüchtete das Gefühl nicht, dass ihnen geholfen werden soll; schon gar nicht von Migranten. Von Neuankömmlingen – gerade, wenn sie gut gebildet und noch nicht lange in Deutschland sind – ist nicht selten Kritik an den eingesessenen Migranten zu hören: Diese seien nicht integriert und stünden im unnötigen Konflikt zur deutschen Gesellschaft. Auch die Identifikation vieler Jugendlicher als Muslime und den Rückzug in die muslimischen Gemeinden sehen sie kritisch. Wie sich diese Debatte weiterentwickelt, ist offen. Möglicherweise passen sich die Neuankömmlinge den Gewohnheiten der Eingesessenen an, vielleicht entsteht aber auch eine neue Kultur und Lebensart. Diese Spannungen sind aber ein weiterer Grund, weshalb in den vergangenen Monaten ein Rückgang des Engagements der ehrenamtlichen Helfer in muslimischen Gemeinden zu beobachten ist.

Klar ist trotz allem: Die Rolle der muslimischen Akteure bei der Integration der Geflüchteten ist wichtig und muss weiter und im größeren Umfang mit öffentlichen Geldern gefördert werden. Zugleich ist auch klar,

dass diese Arbeit nicht einfach ist und sich immer wieder Herausforderungen auftun. Sie kann nur gelingen, wenn die Aktiven in den muslimischen Gemeinden das Gefühl haben, dass ihr Engagement geschätzt und ihre erfolgreichen Projekte wahrgenommen werden. Es zeichnet sich ab, dass in Zukunft Projekte muslimischer Träger zunehmend auch mit öffentlichen Geldern ausgestattet werden und mehr Ehrenamtliche so zu Hauptamtlichen werden dürften. Dies ist eine sehr positive Entwicklung, die nicht nur einen Effekt auf die Geflüchteten hat, sondern der Integration des Islams in Deutschland hilft und dazu beiträgt, das Verhältnis zur Gesellschaft zu normalisieren.

Adressen der Organisationen und Gemeinden

Islamisches Zentrum Al-Nour e. V.

Kleiner Pulverteich 17
20099 Hamburg

Integrationspunkt Hamburg IPV gemeinnützige UG

Borgfelder Straße 34 (3. OG)
20537 Hamburg

Ansprechpartner für beide:

Daniel Abdin

Telefon +49 176 49029977

info@integrationspunkt-hamburg.de

Wegweiser

Inssan e. V.

Gitschiner Straße 17

10969 Berlin

Telefon +49 30 20619639

www.inssan.de

wegweiser@inssan.de

facebook.com/wegweiser2016

Wiesbadener Akademie für Integration e. V.

Dawood Nazirizadeh
Schwalbacher Straße 34
65183 Wiesbaden
Telefon +49 611 9491570007

Alkawakibi Verein e. V.

Triftstr.8
13353 Berlin
Telefon +49 179 9446060
info@alkawakibi.org

EI-Furkan Moschee

Dammstraße 4
06217 Merseburg

Vorsitzender Asmir Kosuta
Telefon +49 176 34168141

Islamische Religionsgemeinschaft DITIB Württemberg e. V.

Aysun Pekal
Unterländerstraße 75a
70435 Stuttgart
Aysun.pekal@ditib-patenschaft.de

IGMG Goslar

Bäringerstraße 43
38640 Goslar
Telefon +49 5321 45279
igmg-goslar@online.de

MUJOS e. V.

facebook.com/groups/315085485280280/?fref=ts

Darul Hikma – Haus der Weisheit e. V.

Rathenower Straße 16

10559 Berlin

Telefon +49 30 39808625

hadewe-berlin@gmx.de

Ökumenisches Informationszentrum e. V.

01067 Dresden

Kreuzstraße 7

Telefon +49 351 4923368

Bildnachweise

Ogando/laif (Titel)
Julia Gerlach (Seite 20, 32, 39,
45, 60, 73, 79)
Inssan e. V. (Seite 26)
Ditib (Seite 52)
Anja Sabel (Seite 68)

Impressum

© März 2017
Bertelsmann Stiftung, Gütersloh

Verantwortlich:
Andreas Grau
Project Manager
Programm Lebendige Werte

Autorin:
Julia Gerlach

Lektorat:
Rudolf Jan Gajdacz

Satz:
Ines Meyer, Gütersloh

Druck:
Druckhaus Rihn, Blomberg

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
Postfach 103
33311 Gütersloh

www.bertelsmann-stiftung.de
info@bertelsmann-stiftung.de

Adresse | Kontakt

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh
Telefon +49 5241 81-0

Andreas Grau
Project Manager
Programm Lebendige Werte
Telefon +49 5241 81-81563
Fax +49 5241 81-681563
andreas.grau@bertelsmann-stiftung.de

www.bertelsmann-stiftung.de